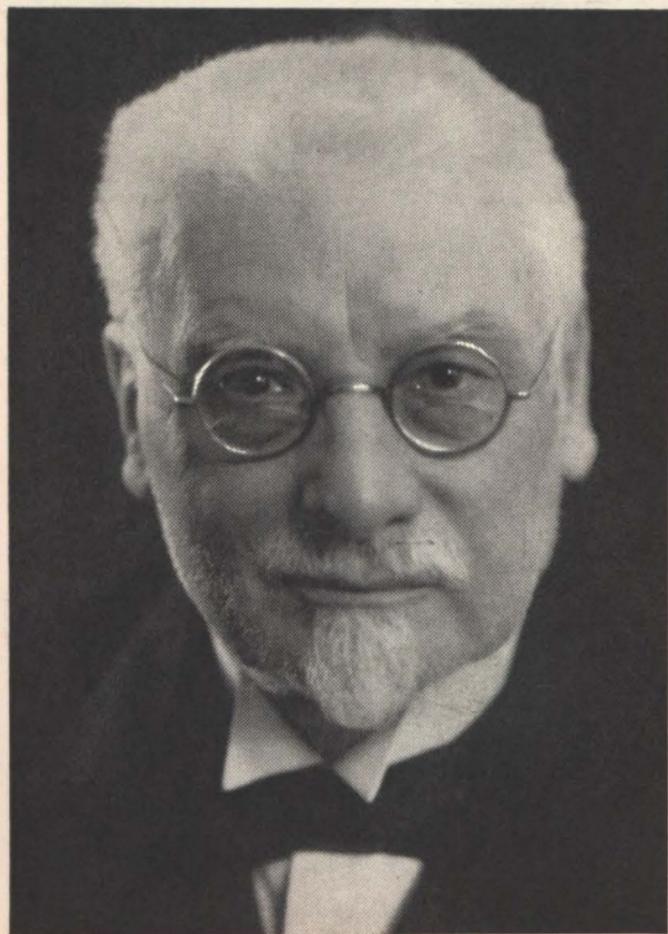


ZEUGEN DES GEGENWÄRTIGEN GOTTES



Alfred Stucki

Alexander Vömel

Ein Leben unter Gottes Führung



BRUNNEN-VERLAG GIESSEN UND BASEL

Alexander Vömel

(1863 — 1949)

Ein jeder Christ hat in der Welt einen besonderen Auftrag Gottes zu erfüllen. Als ein Baustein am „geistlichen Hause“ wird er von Gott gerade dorthin gestellt, wo er den größten Segen verbreiten, wo er Gott am meisten ehren kann.

Alexander Vömel's Aufgabe auf Erden war, in allen Lagen Gottes Führung zu vertrauen und seinen Mitmenschen zu zeigen, daß er „seine Heiligen wunderbar führt“ (Psalm 4, 4), daß er ihnen Wege ebnet und Türen aufschließt, ohne daß sie in ruhe-loser Streberei und ängstlichem Sorgen sich selbst „gürten“ müssen. Vömel konnte aus eigener Erfahrung bezeugen: „Es gehört zu den schönsten Erfahrungen eines gläubigen Kindes Gottes, daß es sich in den wichtigsten Entscheidungen ‚geführt‘ weiß.“

Sowohl in der Schweiz wie später in Frankfurt, seiner geliebten Vaterstadt, wirkte Alexander Vömel als Prediger und Seelsorger an Minoritätsgemeinden in großem Segen. Sowohl diesseits wie jenseits des Rheins hat er auch heute noch treue Freunde.

Band 69 der Sammlung
„Zeugen des gegenwärtigen Gottes“

Alexander Vömel

Ein Leben unter Gottes Führung

Von

Alfred Stucki



BRUNNEN-VERLAG · GIESSEN UND BASEL

INHALTSVERZEICHNIS

	Seite
Zum Geleit	5
Im Elternhaus	7
In Gottes Führung	14
Studienjahre in Basel	23
Das Pfarramt am Bodensee	30
Allerlei Erfahrungen	45
Kurpastor in den Schweizerbergen	50
An der Christuskirche in Frankfurt	56
Der Schriftsteller	68
Zur Heimat hin	74

ZUM GELEIT

Alexander Vömel, der Sproß eines alten Frankfurter Geschlechtes und Nachkomme Jung-Stillings, ist in zwei Erdreichen verwurzelt. In Deutschland geboren und aufgewachsen, empfing er in der Schweiz seine theologische Ausrüstung und verbrachte seine besten Mannesjahre als Seelsorger einer thurgauischen Minoritätsgemeinde, um dann wieder in sein Heimatland zurückzukehren, dort weiter im Segen zu wirken und seine letzten Tage zu verbringen.

Als vortrefflicher Prediger, gewissenhafter Jünger Jesu und Verfasser zahlreicher wertvoller christlicher Bücher hat er diesseits und jenseits des Rheines tiefe Segensspuren hinterlassen.

Vorliegendes Lebensbild beruht auf Vömels eigenen handschriftlichen Aufzeichnungen und den Mitteilungen seiner nächsten Angehörigen, die mir bereitwilligst zur Benützung überlassen worden sind.

Dürnten (Zürich)

Alfred Stucki

Im Elternhaus

Eine Schar frommer Vorfahren sein eigen nennen zu dürfen, ist ein Schatz, viel kostbarer als Silber und Gold. Auch Alexander Vömel, der am 21. Juli 1863 in Frankfurt (Main) das Licht der Welt erblickte, stand unter einer solchen „Wolke von Zeugen“. Er entstammte einem Geschlecht, das von Generation zu Generation auf Gottes Wegen wandelte und das unverfälschte Evangelium hochhielt. Das kommt schon im Vömel'schen Familienwappen zum Ausdruck, das auf einem blauen Schilde ein von Rosen umranktes Kreuz aufweist.

Da ist der gottinnige Großvater Johann Theodor Vömel (1791—1868), Ehrendoktor der Theologie und Philosophie, Direktor des Frankfurter Gymnasiums und Verfasser einer — zwar nur teilweise im Druck erschienenen — Bibelübersetzung. Er entstammte mütterlicherseits einem einst reichen, hochgestellten Hugenottengeschlecht, das zu Ende des 17. Jahrhunderts in Deutschland eine neue Heimat fand, und dessen edle Herkunft noch bei einer Reihe von Nachkommen zum Ausdruck kam, indem sie sich durch eine gewisse adelige Haltung und eine Leichtigkeit im Verkehr mit Hochgestellten auszeichneten. Seine Gattin war die Tochter des angesehenen Heidelberger Theologieprofessors Schwarz und eine Enkelin des berühmten frommen Augenarztes Jung-Stilling in Karlsruhe.

Da ist auch Vater Alexander Vömel (1822 — 1870), der nach langen Jahren der Ausbildung im In- und Ausland (Paris und Wien) sich 1855 endgültig in Frankfurt (Main), dem damaligen Zentrum des deutschen Buches, als Buchhändler niederließ, und in dessen Laden auch der in der Nähe wohnende Fürst Bismarck verkehrte. Vater Vömel war ein tiefgläubiger Mann, der seines großen Gebetseifers wegen in jungen Jahren von seinen Kameraden viel Spott erdulden mußte. Auch seine treue Gattin, Maria geb. Langewiesche aus Barmen, war eine Beterin. Von dieser seiner trefflichen Mutter, die später 33 Jahre lang im Witwenstande lebte, lernte der junge Alexander in bezug auf sein Glaubensleben Wertvolles. „Ich darf“, berichtet er, „wohl sagen, daß ich ihr das Beste meines Lebens verdanke: eine frühe Hinneigung zum Herrn, meinem Erlöser, und eine frühe Beschäftigung mit der Heiligen Schrift. In ihrer Fürbitte lag auch für mich ein großer Segen, der mich durchs Leben in heilsamer Weise begleitete.“

Ueber seine am 9. August 1863 durch Großvater Joh. Th. Vömel nach reformiertem Brauch vollzogene Taufeschrieb er später die beachtenswerten Worte: „Nicht nur das spätere Bewußtsein, daß dieser feierliche Akt von einem mir so nahestehenden Theologen vollzogen worden war, machte mir zeitlebens meine Taufe wichtig, sondern vielmehr deren Bedeutung. Wenn ich darin auch nicht die Wiedergeburt finden konnte,

so war sie mir doch die Bestätigung und Versiegelung des Gnadenrates Gottes durch Christus für jedes einzelne Menschenkind, auf dessen Stirn einige Tropfen Wasser fielen, und dessen Name nun für immer und ewig mit dem Namen des dreieinigen Gottes verknüpft sein sollte. Mir war die Berufung von seiten des Herrn zum Gotteskinde sehr tröstlich. Die Antwort darauf sollte dann — wie ich meine Konfirmanden später immer lehrte — an der Konfirmation gegeben werden.“

Großvater Langewiesche seinerseits widmete dem Kleinen zur Taufe ein langes Gedicht mit der immer wiederkehrenden Mahnung als Refrain: „Alexander, Alexander, mache deinem Namen Ehre!“

Alexanders Jugendzeit, die er zusammen mit seiner um 4 Jahre älteren Schwester Clara und dem um 5 Jahre jüngeren Bruder Rudolf, dem späteren Pfarrer der reformierten Gemeinde von Gruiten im Rheinland, verlebte, war nicht besonders sonnig. Der Kleine hatte eine recht zarte Gesundheit und ein empfindliches Nervensystem, und niemand hätte ihm eine körperliche und geistige Frische bis ins höchste Greisenalter zu prophezeien gewagt. Seine erste Schulzeit mußte öfters wegen Krankheit unterbrochen werden. Er gehörte zu den Kindern, die sich langsam und spät entwickeln. Mehr als zu dem viel abwesenden Vater fühlte er sich zur Mutter hingezogen. Großen Eindruck auf sein jugend-

liches Gemüt machte der „Struwelpeter“ des Frankfurter Arztes Hoffmann.

Zur Zeit von Vömel's Geburt war das damals rund 75 000 Einwohner zählende Frankfurt noch eine Freie Reichsstadt, und er war zeitlebens stolz darauf, noch als freier Reichsstädter geboren worden zu sein. Dieses Alt-Frankfurt war eine Stadt, in der der Krämergeist noch nicht in dem Maße das Uebergewicht gewonnen hatte wie in manch andern deutschen Handelsstädten. Das Leben wickelte sich überaus gemächlich und gemütlich ab, und Kunst und Wissenschaft wurden reichlich gepflegt. Drei Jahre später aber, im Kriege Preußens gegen Oesterreich, Sachsen und die deutschen Südstaaten, hatte es mit der Freien Stadt ein Ende: Am 16. Juli 1866 marschierten zum großen Aerger der Einwohner die Preußen in die Stadt ein. „Auch mein Vater und Großvater“, bemerkt Vömel, „kamen nicht so leicht über diesen Wechsel, daß aus der Freien Reichsstadt nun eine preußische Stadt wurde, hinweg.“ Zeitlebens blieb es Vömel in Erinnerung, wie nun fortan des Königs Geburtstag gefeiert wurde, was u. a. dadurch zum Ausdruck kam, daß die Postillone, wenn sie mit ihren Wagen durch die Straßen fuhren, Federbüsche an ihren Helmen trugen. Auch der schwere Brand, dem am 15. August 1867 der ehrwürdige Frankfurter Dom, zum Leidwesen der ganzen Bevölkerung, zum Opfer fiel, beeindruckte ihn tief.

Welch köstliche Erinnerungen hatte Vömel

auch an die Weihnachtszeit in Alt-Frankfurt! Da war der „Christkindchesmarkt“, wo es für die Jugend so mancherlei zu sehen und zu bestaunen gab. Droben auf dem Römerberg waren all die Buden aufgebaut, an denen das große und kleine Volk vorüberzog, um sich da und dort etwas für den Weihnachtstisch daheim zu kaufen. „Der äußere Wert der Weihnachtsgaben“, schreibt Vömel in seinen Erinnerungen, „mag in meinen späteren Jahren größer gewesen sein; aber was fragt ein unverdorbenes Kind nach materiellen Werten, wenn nur sein Gemüt befriedigt wird und irgendein kindlicher Wunsch zur Erfüllung kommt! Bei Weihnachten gilt es doch mehr als anderswo: O selig, o selig, ein Kind noch zu sein!“

Unvergeßlich blieb ihm eine Weihnachtsfeier bei den Großeltern Langewiesche in Barmen. Er berichtet: „Eine meiner Tanten wollte mir eine besondere Freude machen und erschien in ein großes, weißes Gewand gehüllt vom Balkon aus, auf den sie scheinbar als Engel herniedergeschwebt war. Vielleicht wollte sie den Engel der Verkündigung darstellen. Daß es mir dabei feierlich und zugleich etwas gruselig zumute war, ist begreiflich. Aber die Sache war mir wohl doch etwas zweifelhaft; denn ich erinnere mich, daß ich am Abend in meinem Bettchen fragte, ob denn das ein wirklicher Engel gewesen sei. Man sagte mir, wenn ich folgsam sei, würden mich die Engel unsichtbar begleiten. Man meint so

leicht, Kindern könne man etwas vormachen; aber sie haben, mehr als die Erwachsenen im allgemeinen denken, einen guten Unterscheidungssinn für Schein und Wirklichkeit.“

Schon in seinem 8. Lebensjahr verlor Alexander seinen Vater, und die Mutter zog mit ihren Kindern nach G o d e s b e r g zu Vater Lange-wiesche, dem früheren Buchhändler und Schriftsteller, der dort im Ruhestand lebte. Godesberg, dieser schöne Rheinort, war damals noch recht klein und die Bevölkerung fast durchwegs katholisch; nur 211 evangelische Personen lebten im Städtchen und in den umliegenden Dörfern. Eine evangelische Kapelle bestand erst seit 1856, wozu im Jahre 1864 noch ein Pfarrhaus und eine evangelische Schule kamen. Zum Aufblühen des berühmten Kurortes und vorab der evangelischen Gemeinde und ihres Schulwesens trug der damalige Pfarrer Julius A x e n f e l d viel bei. Er gründete auch das dortige Pädagogium, in das Alexander im Alter von 10 Jahren eintrat. Dort lernte er Latein, zu dem später noch Französisch und Griechisch kamen. Er berichtet über jene Zeit:

„Unsere Lehrer am Pädagogium gaben sich viel Mühe mit den einzelnen Schülern. Ein Zeichen, daß man in dieser Schule den redlichen Willen hatte, die einzelnen Schüler zu fördern. Geschah das bei dem einen Lehrer mit Milde, so bei einem anderen mit Strenge.“

Zu den Schulstunden kam alsbald auch der Konfirmandenunterricht, den Pfarrer Axenfeld mit viel Eifer und Hingebung erteilte. Infolge der kleinen Zahl von Konfirmanden kam der einzelne Schüler immer wieder dran, und es hieß tüchtig auswendig lernen. Ueber seine Konfirmation im April 1878 berichtet Vömel:

„Ich habe diesen Tag vielleicht ernster genommen als manche andern. Noch gut kann ich mich in die Gedanken und Gefühle versetzen, die ich an diesem wichtigen Tage hatte. Axenfeld ließ jeden einzelnen Konfirmanden vorher zu sich kommen und redete ihm ins Herz. Mir gab er den Konfirmationsspruch aus Röm. 8, 38—39 (Ich bin gewiß, daß weder Tod noch Leben . . . uns zu scheiden vermag von der Liebe Gottes, die da ist in Christo Jesu, unserm Herrn). In der Folgezeit habe ich erkannt, daß in dieser Wahl etwas Providentielles lag. Immer wieder bin ich in meinem langen Leben innerlich zu diesem Text zurückgekehrt, und oftmals, besonders auch an für mich persönlich wichtigen Gedenktagen und Jubiläen, habe ich über dieses mir so teure Gotteswort gepredigt.“

Zu jener Zeit war es auch, daß Vömel erstmals das gnädige Eingreifen Gottes auf menschliches Gebet erfuhr, was ihm zeitlebens unvergessen blieb. Er schreibt: „Eine andere Erinnerung an die Godesberger Jahre war die schwere Diphtherie-Erkrankung meines kleinen Bruders. Man kannte ja damals die späteren Abwehrmittel ge-

gen diese mit Recht gefürchtete Krankheit noch nicht. Auch stand sie wegen der damit verbundenen Ansteckungsgefahr in bösem Ruf. Wochenlang war ich im Hause von meinem Bruder und seiner treuen Pflegerin, unserer Mutter, getrennt. Eines Tages erklärte der Arzt, wenn es morgen nicht besser sei, wäre die Ueberführung des Kleinen in die Klinik unumgänglich, damit der Luftröhrenschnitt gemacht würde. Davor aber hatte meine zartfühlende Mutter große Angst. Wunderbarerweise aber war die Krankheit am nächsten Morgen besser. Ich hatte in der Folgezeit stets den Eindruck, daß unsere Mutter die Nacht im Gebet verbracht hatte und der gnädige Gott ihr Erhörung schenkte.“

In Gottes Führung

Ein Leben in Gottes Führung ist das aller sicherste, leichteste Leben. Man geht durch offene Türen; die Sorgen sind uns abgenommen; denn Gott gibt uns stets das, was wir tatsächlich bedürfen. Er leitet uns auf rechter Straße und ebnet unsern Pfad.

Alexander Vömel lernte es schon früh, sich Gottes Führung anzuvertrauen und seine Hoffnung ganz auf den Herrn zu setzen. Es war hauptsächlich die Lebensgeschichte seines Urgroßvaters Jung-Stilling, die ihn mit diesem köstlichen Weg bekannt machte. Er schreibt darüber am Ende seines Lebens:

„Schon in meinen frühen Knabenjahren las ich mit großem Eifer die bekannte Selbstbiographie Jung-Stillings, ja, ich lebte mich ganz hinein in das Wesen und die merkwürdige Lebensführung dieses hervorragenden, geistvollen Christen. Da trat mir zum ersten Male die ganz persönliche göttliche Leitung in einem Menschenleben entgegen. Es lag in dieser Lektüre offenbar etwas Providentielles für mich. Wie derjenige Stillings war auch mein Weg nicht der gewöhnliche. Auch ich durfte in ganz besonders einschneidenden Entscheidungen meines Lebens eine bestimmte göttliche Leitung erfahren. Wie er, wußte ich mich geführt von einer treuen, unsichtbaren Hand. Schon in meinen Knabenjahren hatte ich das Bewußtsein, daß ich auf meinen Erlöser angewiesen sei, daß ich ihm in allen inneren und äußeren Dingen vertrauen dürfe. Hatte ich keinen irdischen Vater mehr, so war ich um so mehr auf den himmlischen angewiesen. Waren meine körperlichen Kräfte schwächer als diejenigen der meisten andern Knaben meines Alters und durch ein Kopfleiden zum Teil auch meine geistigen Fähigkeiten herabgedrückt, so mußte ich beten und mich auf den Beistand von oben verlassen. Stilling hat mich darin sehr bestärkt.“

Die Jahre nach seiner Konfirmation waren für Vömel nicht leicht. Immer mehr wurde er von nervösem Kopfweh geplagt — wahrscheinlich als Nachwirkung eines in den Kindheitsjahren erlittenen Sturzes —, das ihn am Lernen stark

hemmte und ihm und den Seinen im Hinblick auf sein irdisches Fortkommen große Sorge machte. Was sollte aus ihm werden, welchen Beruf sollte er ergreifen, dessen Herzenswunsch es war, einst Theologie zu studieren? Doch auch in diesem Falle sollte Gott alles herrlich hinausführen, so daß Vömel bezeugen konnte: „Mein Leiden zeigte sich als Hemmung; aber in reiferen Jahren hatte ich den Eindruck, daß es eine Hemmung zur Förderung des inneren Menschen war. Ich denke dabei an jene mir später so wertvolle Schriftstelle in Philipper 1, 12: ‚Wie es um mich steht, das ist nur mehr zur Förderung des Evangeliums geraten.‘ Auch las ich später eine Schrift mit dem Titel: ‚Des Christen Hemmung lauter Förderung‘, die mir einleuchtete und aus meiner Erfahrung ihre Bestätigung fand. Auch das Wort an Paulus in 2. Kor. 12, 9: ‚Meine Kraft ist in den Schwachen mächtig‘ paßte wohl auf meine Lage. Und wie oft wurde ich an Klagen Jer. 3, 27 erinnert: ‚Es ist ein köstlich Ding einem Manne, daß er das Joch in seiner Jugend trage!‘ Freilich bleiben uns für diese Zeitlichkeit Rätsel. Wir können nicht alles ergründen, sondern sind auf Glauben und Vertrauen, aufs Hoffen und Harren angewiesen. Das mag auch genügen. Zwischendurch läßt es uns dann der Herr an einzelnen Ermunterungen nicht fehlen, da er uns zeigt, wie er seine weise Hand im Spiele hat und alles zu einem guten Ende führt. So schwer mir auch mein Leiden als Hemmschuh für mein Fortkom-

men auf Erden war, ungetröstet war ich eigentlich nie, sondern wußte mich geführt. Ich konnte Emil Frommels Ausspruch aus meinen eigenen Erfahrungen verstehen: „Jeder Mensch hat einen Kirchhof im Herzen, worin viele Wünsche und Hoffnungen begraben sind. Wohl ihm, wenn auf den Kreuzen steht: Friede sei mit dir!“ Der Christ weiß sich auch bei den größten Verwicklungen in Gottes Vaterhand und traut es seinem himmlischen Führer zu, daß er zur rechten Zeit einen noch so verwickelten Knoten zu lösen versteht und im Leben seiner Kinder doch alles endlich herrlich hinausführt.“

Da dem Jungen das Studium versagt zu sein schien, wurde ihm geraten, die humanistische Bildung mit der realistischen zu vertauschen. Im Pädagogium war beides vorgesehen. So traten nun bei ihm für eine Zeitlang an Stelle der alten die neuen Sprachen sowie eine gewisse Ausbildung in Physik und Chemie. Doch das Hantieren mit Retorten u. dgl. im Laboratorium der Schule sagte ihm wenig zu; er fühlte sich innerlich nicht wohl dabei. Sein Drang nach humanistischer Bildung war zu stark.

Die gute Mutter aber ließ nichts unversucht, eine Heilung der Krankheit herbeizuführen. Eines Tages suchte sie mit Alexander einen Professor in Bonn, einen Spezialisten auf, der „meinen Kopf betastete und dafür zu meinem Erstaunen ein Goldstück bekam, aber helfen konnte auch er nicht“. Später ließ Alexander sich von

seiner Mutter dazu bewegen, zwei schlichte, fromme Männer aufzusuchen, die im Rufe standen, eine besondere Gebetskraft für Kranke zu haben. Die beiden Gottesmänner führten ihn in eine Versammlung, wo sie unter Handauflegung mit ihm beteten und dann ihm erklärten: „Jesus Christus hat dich gesund gemacht!“ Vömel spürte zwar vorläufig noch keine Besserung seines Leidens, doch schreibt er das spätere Verschwinden der Krankheit der Gebetskraft jener Männer zu, „denn nach meinen langjährigen Beobachtungen gibt Gott seine Verheißungen und Segnungen lange voraus, ehe sie praktisch zu ihrer Verwirklichung kommen“.

Die letzte Zeit im Pädagogium ging es mit der Gesundheit des Jungen leidlich. Er interessierte sich besonders für Geschichte und Literatur. Gelegentlich übten er und seine Kameraden sich auch in der Deklamation und in der Darstellung gelesener Stücke, wie z. B. Heinrich v. Kleists Drama „Prinz von Homburg“. Seine Lieblingsarbeiten waren die deutschen Aufsätze. Als die Krone aller Schulgedichte, die es zu lernen galt, erachtete er Schillers „Lied von der Glocke“. Daneben vertiefte er sich reichlich in allerlei Biographien, und manches Menschenschicksal nahm ihn so gefangen, daß es lebendig vor seine Seele trat.

Eine besonders freundliche Fügung Gottes war es auch, daß Vömel früh schon in einen Kreis gläubiger Christen hineingestellt war und

mit einer Schar bedeutender Gottesmänner des In- und Auslandes bekannt wurde, wie z. B. Georg Müller aus Bristol, Pearsall Smith aus Amerika, Pfarrer Otto Stockmayer aus Hauptwil, Theologieprofessor D. Christlieb aus Bonn, Missionsdirektor Dr. Fabri aus Barmen und Evangelist Elias Schrenk, von denen er viel Wertvolles für sein Innenleben empfing. Es waren Menschen mit den verschiedensten Glaubensansichten, die aber dennoch alle auf ihre Art treue Nachfolger Christi waren. „Es schadet jungen Leuten nichts, wenn sie die verschiedenen Erscheinungen des Glaubenslebens kennenlernen und zu unterscheiden wissen zwischen der gesunden Lehre des Evangeliums und allerlei menschlichen Fündlein“, bemerkt Vömel dazu.

Führung, wunderbare göttliche Führung war es ferner, daß er bisweilen glaubenstärkende Erfahrungen machen durfte, die für sein ganzes Leben bedeutungsvoll wurden. So z. B. folgende:

Die jüngste Schwester seiner Mutter war durch ein schweres Nervenleiden jahrelang ans Bett gefesselt und wurde von Alexanders Mutter fürsorgend gepflegt. Die Kranke hatte bereits viele Aerzte konsultiert, darunter bedeutende Männer der Wissenschaft; denn Großvater Lange-wiesche, in dessen Hause sie wohnte, scheute keine Kosten. Doch keiner konnte helfen. Da beide, sowohl die Kranke wie ihre Pflegerin, im lebendigen Glauben standen und viele Beziehungen zu hervorragenden Christen im nahen Bonn

hatten, ließen sie durch Vermittlung einer alten Dame, eines Fräuleins von Rappard, einen jungen Holländer, der in etwas vorgerückten Jahren Theologie studierte, ins Haus kommen. Er hatte einen fröhlichen Glaubensmut, und es ward ihm hie und da geschenkt, daß auf sein Gebet hin Kranke genesen durften. Bei seinen öfteren Besuchen stärkte er die Kranke in dem zuversichtlichen Glauben, daß der lebendige und gegenwärtige Heiland ihr helfen könne. Auf diese Weise wurde sie dahin gebracht, alle Ärzte und alle Arzneimittel beiseite zu lassen und ihr Vertrauen einzig und allein auf den Herrn und seine Verheißungen zu setzen. Und siehe da, eines Tages erhob sich die Kranke von ihrem Lager, lernte wie ein kleines Kind wieder gehen und wandelte bald getrost und freudig umher. Sie war und blieb geheilt; doch war sie sich bewußt, daß sie ihre Kraft nur in der beständigen Verbindung mit ihrem Erlöser hatte und nichts unternehmen durfte, als was ihr von ihrem himmlischen Meister befohlen wurde. Die Tante verfaßte dann jenes, Ende des vorigen Jahrhunderts weitverbreitete Büchlein „Frohe Botschaft für die lieben Kranken“, in dem sie viele Fälle von Krankenheilung erzählte.

Immer mehr aber begann den nun Siebzehnjährigen die Frage nach der Zukunft zu beschäftigen, was durch den oben geschilderten leidenden Zustand nicht so einfach war. Er wurde hin- und hergeworfen. „Mein Innerstes“, schreibt er,

„sehnte sich danach, wenigstens irgendwie meinem Herrn zu dienen; konnte es nicht als Pfarrer sein, so dann doch sonst auf eine Weise. Es zog mich in die Mission, aber ich konnte auch daran aus gesundheitlichen Gründen nicht denken.“ Auch der Eintritt in die Predigerschule auf St. Chrischona wurde erwogen, doch schien ihm auch dieser Weg nicht der richtige zu sein.

„Da gab“, berichtet Vömel, „der Herr mir einen Trost, der bis heute in meiner Seele haften blieb, obwohl bereits 60 Jahre darüber hingingen. Noch kann ich genau die Stelle auf dem stillen, wenig begangenen Wege in der Nähe unseres Hauses angeben, wo es mir war, als ob mir eine Stimme das Gotteswort in Erinnerung rief: ‚Gott hat uns selig gemacht und uns berufen mit einem heiligen Ruf, nicht nach unseren Werken, sondern nach seinem Vorsatz und der Gnade, die uns gegeben ist in Christo Jesu‘ (2. Tim. 1, 9).“ Dieses Wort ward ihm in doppelter Hinsicht wichtig. „Zum ersten“, schreibt er, „war es mir eine gewisse Bestätigung, daß ich zu einem Kinde Gottes berufen sei und damit zur ewigen Seligkeit. Es ist ja immer von großer Bedeutung, wenn man in jungen Jahren zu solcher Heilsgewißheit kommt. Zum andern aber wurde mir dadurch gewiß, daß ich dennoch vom Herrn zur Arbeit in seinem Dienst berufen sei. Der Entschluß, meinem himmlischen Führer in seinem Reiche zu dienen, ward durch diese Intuition stark in mir befestigt. Ich sah mich aber gleich-

sam vor die Frage gestellt: „Was willst du eigentlich? Willst du durchaus Theologie studieren und Pfarrer werden? Oder willst du — so hörte ich gleichsam den Herrn fragen — mir in meinem Reiche dienen, einerlei, wohin ich dich stelle, selbst wenn es ein Demütigungsweg ist, den ich dich führe?“ Ich wählte den letzteren.“

Alexander Vömel hatte die Wahl des bescheideneren Weges nicht zu bereuen. Gott führte ihn nach Jahren selbst auf den ersten Weg.

Aber noch ein anderes Schriftwort wurde ihm früh wichtig und bestimmte seinen äußeren Lebensweg: „Denen, die Gott lieben, müssen alle Dinge zum Besten dienen.“ Dieses „Beste“ bestand zunächst in einem *i n n e r e n* Segen.

In der Folgezeit wies Gottes Führung ihn immer deutlicher in die *E v a n g e l i s c h e P r e d i g e r s c h u l e* in Basel, die unter der vortrefflichen Leitung von Pfarrer Wilhelm Arnold stand. Anlässlich einer Reise Arnolds ins Rheinland hatte Vömel im Spätsommer 1881 in Königswinter mit ihm eine Zusammenkunft, und diese erste Begegnung erfüllte ihn mit Liebe und Zuneigung zu dem bekannten Gottesmann. Schon anfangs Oktober gleichen Jahres zog er nach Basel zum langersehnten Studium der Theologie.

Studienjahre in Basel

Die Basler Evangelische Predigerschule wurde im Jahre 1876 von einem Komitee gläubiger Pfarrer und Laien, dank einer Schenkung im Betrage von 20 000 Franken des Ulrich Züst in Heiden, ins Leben gerufen. Sie befand sich in einem Seitenflügel des großen Stadthauses der Familie Th. Sarasin - Bischoff an der St. Alban-Vorstadt und sollte ein Gegengewicht gegen die damals besonders in der Ostschweiz verbreitete rationalistische Richtung unter den Theologen bilden. Es sollten in ihr Pfarrer herangebildet werden, die nicht vom Geist der Zersetzung, sondern vom Heiligen Geist beeinflusst waren. Was diese Schule, die bis 1915 bestand, vor ähnlichen Bildungsstätten für Evangelisten und Arbeiter der Inneren Mission auszeichnete, war die gründliche wissenschaftlich-theologische Ausbildung, wobei ein ganz besonderes Gewicht auf die alten Sprachen gelegt wurde. Die in einem 4jährigen Lehrkurs ausgebildeten Schüler konnten später als Lehrer und Prediger sowohl im landeskirchlichen Verband wie in freien christlichen Gemeinschaften tätig sein. Im Jahre 1881 wurde noch eine Vorschule für Schüler ohne Reifeprüfung zur Erlernung der klassischen Sprachen und des Hebräischen beigefügt. In diese Vorschule also trat Vömel zunächst ein.

Basel, dessen Wohlstand und Wohltätigkeit weithin bekannt war, erschien Vömel als eine

ganz neue Welt, die ihm aber bald recht lieb wurde. So schreibt er:

„Was mich besonders anzog, war, daß in den alten, vornehmen Basler Familien von Geschlecht zu Geschlecht eine entschieden christliche Gesinnung herrschte. Eine gewisse Einfachheit und gewissenhafte Arbeitsamkeit war dort zu finden. Für die reichen Fabrikherren war es selbstverständlich, daß sie die gleichen Bürostunden wie ihre Angestellten einhielten und daneben noch manche amtliche Pflichten treulich erfüllten. Daß ein Basler Bankier oder Ratsherr im Missionsvorstand saß, war keine Seltenheit, und daß begüterte Kaufleute sich sonntags an einem Knabenhort beteiligten, um die heranwachsende Jugend nützlich zu unterhalten und ihr Gottes Wort nahezubringen, konnte man gelegentlich auch beobachten. Besonders erfreulich war es, daß man Sonntag vormittags zahlreiche Herren der besten Gesellschaft in den Kirchen sah. Im sog. Albanloch, d. h. in der alten Kirche zu St. Alban, predigte jeweils an den Sonntagvormittagen um 8 Uhr der alte Pfarrer Samuel Preiswerk, der sog. ‚Hohepriester‘, und trotz der frühen Stunde war der Besuch überraschend stark, obgleich die Zuhörerschaft recht ernste Wahrheiten zu hören bekam, die an die Gewissen drangen und niemand schonten.“

Besonders lieb wurde Vömel mit der Zeit die altertümliche Martinskirche, wo einst Oecolampad gepredigt hatte, sowie das schöne Münster

und Spittlers Wohnhaus, das „Fälkli“. Dank den mitgebrachten Empfehlungen fand er alsbald auch Eingang in die Familien verschiedener alter Basler Geschlechter, wie Sarasin-Bischoff, Burckhardt-Thurneysen und Ehinger-von Speyr, mit denen ihn eine lebenslängliche Freundschaft verband. Die edle Frau Ehinger-von Speyr, die ihr Geld gern gemeinnützigen Zwecken zur Verfügung stellte, gewährte Vömel, als Sohn einer Witwe, sogar ein Privatstipendium und schloß ihn in ihr mütterliches Herz.

Hätten Schüchternheit und Unerfahrenheit ihn nicht daran gehindert, hätte er sich noch mehr am gesellschaftlichen Leben der schönen Rheinstadt beteiligt. Die sog. Adiphora (Mitteldinge) haben ihm in jungen Jahren wenig Gewissensbisse verursacht, da sie in seiner Familie von vornherein ausgeschlossen waren, „vielleicht etwas mehr, als zur Bildung nötig gewesen wäre“. „Ich habe es nie bereut, keine Tanzstunden gehabt zu haben, aber Anstandsstunden hätten mir nichts geschadet. Wie mit dem Tanzunterricht erging es mir auch mit dem Theater. Ich ging nie hinein, hatte im allgemeinen auch keine Gelegenheit dazu. Später, als ich mich eingehender mit der deutschen Literatur beschäftigte, habe ich es etwa bereut, dieses oder jenes klassische gute Stück nicht gesehen zu haben. Es hätte zu meiner Allgemeinbildung beigetragen. Man kann also bei der Jugend in christlichen Kreisen darin zu weit gehen, wenn man

ihr den Besuch des Theaters ohne Unterschied des Stückes nicht gestattet."

Doch nun zu Vömel's Studiengang!

Es stand der Basler Predigerschule ein Stab tüchtiger, angesehener Lehrer zur Seite, die das Beste boten, was gläubige und wissenschaftlich gebildete Theologen bieten konnten. Damals waren es neben Direktor Arnold, dem Sohn des Vorstehers der Taubstummenanstalt Riehen und einstigem Pfarrer in Heiden (Appenzell): Dr. Gottsched, Dr. Gutscher, der Schwede Torelius, der Deutsch-Balte Baron Huene, Samuel Preiswerk, Pfarrer zu St. Alban, der blinde Eduard Riggerbach, Fritz Barth, der spätere Berner Professor, Pfarrer Karl Sarasin, Leonh. Schmitz und Chr. G. Keller. Neben Direktor Arnold wurde ihm mit der Zeit auch Pfarrer Karl Sarasin ein lieber väterlicher Freund; beiden hatte er im Laufe der Jahre sowohl für sein Innenleben wie für sein äußeres Fortkommen viel zu verdanken. Besonders eindrucksvoll war ihm Sarasins Auslegung des Johannes-Evangeliums. „Sie gehörte“, bemerkt Vömel, „zum Besten und Schönsten, was ich darüber gehört und gelesen habe. Sie war exegetisch und erbaulich zugleich wertvoll. Kein Wunder, daß auch Studenten der Universität daran teilnahmen.“

Bei aller Gründlichkeit und wissenschaftlichen Orientierung bekamen in der Predigerschule auch Herz und Gewissen etwas mit. Die meisten der Lehrer hatten einst zu Füßen des angesehe-

nen Tübinger Professors Tobias Beck gegessen. Meistens zählte die Schule 25—30 Studenten. Von Vömels Mitschülern seien nur drei erwähnt: Nikolaus Bolt, der spätere Pfarrer und Schriftsteller in Lugano, Ernst Kappeler, später Pfarrer in Zollikon - Zürich, und Gottfr. Keller, später Pfarrer in Schaffhausen.

Besonders am Anfang seiner Studienzeit machte ihm sein Kopfleiden viel Beschwerden, aber „es war die Geduld und der aufmunternde Glaube des Herrn Direktors, der mir immer wieder Mut einflößte. Er meinte, die Kopfschmerzen würden sich in den späteren Jahren verlieren, worin er auch recht behielt. So machte ich weiter und erfuhr viel Hilfe meines treuen himmlischen Vaters, oft in wunderbarer Weise.“

Ein eindrucksvolles Ereignis war für ihn im Frühjahr 1882 der Aufenthalt bei Samuel Z e l l e r in Männedorf, zusammen mit seiner Mutter. Beide hatten ja schon viel Gutes von Zeller und von Jungfer Trudel und ihren merkwürdigen Heilungen vernommen und mögen im stillen auch für sich ein Wunder erhofft haben. Zeller konnte dem jungen Vömel jedoch keinen anderen Rat geben, als ihn auf den Glauben zu verweisen. Er solle Schritt für Schritt hinter dem Herrn hergehen und auf seine Kraft vertrauen. „Das tat ich denn auch, und es ging. Leichter wäre es allerdings gewesen, wenn mir durch Zellers Gebet mit Handauflegung mein Leiden abgenommen worden wäre. Aber ich nahm doch

kein Aergernis an diesem schwereren Weg, der zwar schmal, aber um so segensreicher war. Es war wahrlich keine Kleinigkeit für einen jungen Mann von noch nicht 19 Jahren, so allein auf den Glauben gestellt zu sein und einem strengen geistigen Studium entgegenzugehen. Wie oft habe ich in dem kommenden Sommersemester und den folgenden von einer Stunde zur andern Kraft für meine Kopfnerven erbitten müssen! Aber ich erhielt diese Kraft immer wieder. Merkwürdigerweise kam ich immer durch. Oft dachte ich wohl, wie leicht es andern gemacht sei, die in voller Gesundheit arbeiten, bis in die Nacht hinein studieren und mit frischem Kopf allerlei Studien treiben konnten. Aber der Segen innerer Vertiefung, das Gewurzelte in dem unsichtbaren und doch allezeit nahen Herrn, das Erfassen der göttlichen Verheißungen war vielleicht doch eher dem Leidenden und scheinbar Verworfenen gegeben.“

Ein unvergeßliches Wort sah Vömel eines Tages auf dem Schreibtisch des Präsidenten der Predigerschule, Dr. theol. Ernst Stähelin: „Heute und die Ewigkeit.“ Er sagte sich hierauf: „Ich will jeden Tag aus Gottes Hand nehmen, immer das jeweilige Heute betrachten und die vorliegende Pflicht tun, dabei den Blick gerichtet haben auf die Ewigkeit. Für das Dazwischenliegende wird dann Gott auch sorgen.“

Ein Ferienerlebnis besonderer Art hatte Vömel im Sommer 1883: der Tod der Großmutter

Langewiesche, geb. Bredt, in Godesberg. Hier stand er erstmals am Sterbebett einer gläubigen Christin, die sich durchringen mußte bis zum vollen Sieg, und die die Ihrigen von der Schwelle der Ewigkeit her einen Blick tun ließ in den erschütternden Ernst, mit dem der heilige Gott der Sünde entgegentritt, wie aber auch die Gnade Gottes unser löcheriges Kleid eigener Gerechtigkeit bedecken kann. Nach hartem Glaubenskampf vernahm sie kurz vor ihrem Abscheiden himmlische Musik, ihre Augen begannen aufzuleuchten, und glücklich und in großem Frieden durfte sie heimgehen. Es war für den jungen Vömel eine feierlich-ernste Stunde.

Im Frühling 1886, nach mündlich und schriftlich gut bestandenen Schlußexamen, verließ Vömel die Predigerschule. Im Herbst gleichen Jahres wurde er auf sein Gesuch hin in der Engelgasskapelle in Basel zum Geistlichen ordiniert. Es war eine Ordination, die an jene der Hugenottenzeit erinnerte, wo es üblich war, junge Prediger dann zu kirchlichen Pastoren zu ordinieren, wenn sich sieben Geistliche dazu finden ließen, die selbst ordiniert waren. Diese sieben Geistliche waren: Pfr. Dr. Ernst Stähelin, Präsident der Predigerschule, Direktor Arnold, Pfr. Liz. Fritz Barth, Pfr. Karl Sarasin, Pfr. Tischhauser, Pfr. Gustav Heusler und Pfr. Dr. Hermann Gottsched. Vömel bemerkt dazu: „Meine Ordination war also geschehen, aber sie stand

nur als eine Verheißung auf kommende Zeiten vor meinem Geist. Gott kann uns warten lassen und uns in der Geduld und im Glauben prüfen.“ Das sollte er alsbald erfahren.

Das Pfarramt am Bodensee

Die nächsten Jahre auf Vömels Lebensweg waren für ihn wenig befriedigend; es ging unten durch. Doch gerade das war ja seiner Mutter große Sorge: daß ihr Sohn in der Demut bleibe. Und in der Tat: Vömel hatte die Wahrheit des Wortes „Wenn du mich demütigst, machst du mich groß“ immer wieder erfahren dürfen. „Mein weiterer Lebensweg“, bezeugt er, „ist ja ein glänzender Beweis, daß er uns nicht stecken läßt, sondern weit über alles Verdienst hilft und errettet. Wenn wir uns demütigen unter seine gewaltige Hand, dann weiß er uns wunderbar zu erhöhen und uns auch vor den Menschen zu legitimieren.“

Zuerst tauchten für ihn zwei Vikarstellen an deutschen Gemeinden in Cannes und Marseille auf; doch zerschlug sich beides wieder. Dann stand er zwei Monate lang dem Evangelisten Hengstenberg in seiner gesegneten Arbeit am Niederrhein in Predigt und Seelsorge zur Seite. Hierauf erhielt er einen Ruf als Vorleser und Begleiter des blinden Basler Theologen Eduard Riggenbach, eines der bedeutendsten Geistlichen, die aus der Basler Predigerschule her-

vorgegangen sind. Und zwar war Vömel der erste in der langen Reihe von Kandidaten, die im Verlauf vieler Jahre in diesem interessanten Dienst bei Prof. Riggenbach standen.

Leider aber war auch diese Tätigkeit von nur kurzer Dauer, indem Vömel alsbald einen Ruf in die Basler Stadtmission — die sonst ausschließlich von Chrischona-Brüdern betreut wurde — annahm. Damit begann für ihn eine schwere Zeit. Die Arbeit, die er zu bewältigen hatte, ging nicht nur über seine körperlichen, sondern auch über seine seelischen Kräfte. „Und doch“, bemerkt er, „wollte ich Gott nicht aus der Schule laufen und hielt mehr als drei Jahre darin aus. Es war, als ob der Herr mich beim Wort nehmen wollte, da ich ihm ja einst gesagt hatte, ich sei bereit ihm zu folgen, auch wenn es ein Demütigungsweg wäre.“ So wollte Vömel nicht eigenmächtig eine Aenderung herbeiführen, sondern Gott walten lassen. Und Gott zeigte ihm alsbald den rechten Pfad.

Eines Tages las er in der „Allgemeinen Schweizerzeitung“ vom Tode des damaligen Seelsorgers der Minoritätsgemeinde in Emmishofen am Bodensee, Pfarrer Friedr. Steiger. Sofort durchblitzte ihn der Gedanke: „Das ist etwas für dich!“ Aber auch jetzt noch wollte er nicht selbst handeln, sondern Gott für sich streiten lassen.

Da erschien eines Abends in Vömels Bibelstunde in Basel ein Mann, der sich als Baron von

Langenn, Kirchenvorsteher der Gemeinde von Emmishofen, vorstellte und ihn unvermittelt fragte: „Sind Sie für uns zu haben?“ Nun wußte Vömel, daß dieser Weg Gottes Wille sei, und er sagte zu. Im Januar 1890 hielt er dort seinen Einzug; von Pfarrer G. Kirchhofer in Schaffhausen wurde er ins Amt eingesetzt.

Die Minoritätsgemeinde von Emmishofen, die dem Schweizerischen Evangelisch-kirchlichen Verein angeschlossen war, bestand seit dem Jahre 1875. Ihre Geschichte ist kurz folgende:

Als im Jahre 1874 die thurgauische evangelische Kirchensynode nach hartem Kampf das uralte apostolische Glaubensbekenntnis abschaffte und eine neue Formel und ein neues Kirchenbuch einführte, das dem Bekenntnis der Aufklärung entsprach — gegen welchen Beschluß die Synoden von zehn anderen Schweizerkantonen erfolglos protestierten —, da beschloß auch die ansehnliche Landgemeinde von Egelshofen - Kreuzlingen - Emmishofen - Kurzurickenbach mit kleiner Mehrheit, sich der neuen Strömung anzuschließen. Um Ostern 1875 legte der seit 40 Jahren im Amt stehende ehrwürdige Dekan Friedr. Steiger aus Protest gegen die neue Strömung sein Amt nieder und zog sich zurück. Doch schon am nächsten Sonntag stand die Minderheit seiner bisherigen Gemeinde vor seiner Tür und verlangte von ihm, daß er ihr wie bis dahin das Wort Gottes verkündige. Es wurde ein etwa 180 Personen fassender Betsaal

gemietet, Freunde aus andern Gemeinden stellten sich ein, und die Gleichgesinnten der ganzen Schweiz erzeugten der neuen, tapferen Gemeinde ihre wärmste Sympathie. Im ganzen Lande entstand ein Wetteifer zu ihrer Unterstützung; es wurden ihr zinslose Darlehen angeboten, die später zu einem großen Teil geschenkt wurden.

Irgendwelche Sonderlehren oder gar sektierische Neigung lagen den bibeltreuen Emmis-
hofern fern, was schon dadurch zum Ausdruck kam, daß sie ihre Versammlung „Unabhängige evangelische Kirchgemeinde“ nannten, und daß diese, obwohl nicht der thurgauischen Landeskirche unterstellt, nach Lehre und Ritus „Kirche“ blieb und sich dem „Schweizerischen Evangelisch-kirchlichen Verein“ anschloß, der sich fortan ihrer liebevoll annahm. Das anfänglich kleine Häuflein Gemeindeglieder mehrte sich; nicht nur Thurgauer Bauern und kleine Leute hielten sich zu dieser Kirche, sondern auch manche der auf den dortigen Gütern sitzenden Adelligen, wie Graf Zeppelin und seine Familie, Baron von Langenn, Freiherr Wilh. von Gemmingen-Gutenberg, Gräfin Marie Douglas, sowie die angesehene Schweizerfamilie Weydmann-von Salis, mit denen allen auch Vömel sich alsbald befreundete. Viele treue Gemeindeglieder wies auch das nahe Konstanz auf. Die Gemeinde bestand bis zum Jahre 1945, dann ging sie ein. Das also war fortan für lange Jahre Vömel's Arbeitsfeld.

Vömel wurde in Emmishofen mit der Zeit ein sehr geachteter und beliebter Prediger, dessen Kirche meistens voll besetzt war. Von hoher, bis ins Alter kerzengerader Gestalt, war sein Auftreten stets so, daß er immer er selbst war. Er blieb immer sich selbst treu und machte an seine jeweilige Umwelt keine Konzessionen. Seine ganze Erscheinung flößte den Menschen Vertrauen ein. Vielen beladenen Herzen wurde es leicht, sich bei ihm auszusprechen. Es war nichts Schroffes oder Egoistisches an ihm, sondern nur Güte und Milde. Bei aller Freundlichkeit aber hatte sein Wesen unbedingt auch etwas Autoritatives und Achtungsgebietendes. Irgendwelche Ungehörigkeiten geschahen kaum einmal in seiner Gegenwart. Es bedurfte dabei nicht vieler oder gar keiner Worte. Es ging einfach etwas von ihm aus, das alles Böse bannte. Ueberall wußte er sich in Gottes Nähe, und auf dieser Tatsache beruhte offenbar auch das Geheimnis seines reichen Einflusses auf die Mitmenschen. Er hatte eine große Einfühlungsgabe, die es ihm leicht machte, den Weg zu den Herzen der Menschen zu finden. Er besaß auch die Gabe, jungen Leuten mit feinem Gefühl den rechten Weg in der Wahl des Berufes zu weisen. Mancher, der Vömel's weisem Rat folgte, mußte später bekennen, daß er ihn den für ihn einzig richtigen Weg gewiesen habe.

Leider war Vömel nicht musikalisch und konnte nicht singen, was er im Blick auf seine

pfarramtliche Tätigkeit sehr bedauerte. Besonders in kleineren Versammlungen, wie z. B. Bibelstunden, empfand er dies als einen großen Mangel.

Das Verhältnis der Minoritätsgemeinde zur landeskirchlichen Gemeinde war leider von jeher schlecht; erstere hatte Anfeindungen und Verfolgungen aller Art zu ertragen. Ja, der greise Dekan Steiger entging einst nur mit knapper Not dem Tode. Auch unter Pfarrer Vömel besserte sich die Lage keineswegs. Dagegen waren die Beziehungen zu den Katholiken freundlich. Ganz ungesucht wurde es Vömel bisweilen geschenkt, solche zum evangelischen Glauben zu führen.

Vömels Gemeinde zeichnete sich durch große Opferwilligkeit aus. Trotzdem sie sich fast ganz selbst erhalten mußte, hatte sie immer für andere Reichgotteswerke noch etwas übrig. Bei den Gaben für die Basler Mission stand sie im Kanton Thurgau sogar an erster Stelle. Vömel rief auch eine Kleinkinderschule ins Leben, an der als erste Lehrerin Frl. Mathilde Frischknecht aus St. Gallen trefflich amtierte.

Alexander Vömel hatte einen fröhlichen Glauben, der sich in seinen Predigten widerspiegelte, und jeder Kirchenbesucher nahm etwas Wertvolles mit fürs Alltagsleben. Sein Kanzelwort war nicht einstudierte Theologie mit wissenschaftlichem Einschlag, sondern Bußpredigt mit besonderer Betonung der Liebestat Christi

durch sein Opfer am Kreuz. Hier einige seiner markantesten Aussprüche:

„Der Glaube ist eine tief innerliche Sache. Man kommt zu ihm allein auf dem Weg aufrichtiger Buße und festen Vertrauens auf die heiligen, göttlichen Zusagen.“

„Die Gnade Gottes muß persönlich erfahren werden. Aber jeder, der sich nach ihr ausstreckt, kann sie erfahren.“

„Wir kommen nicht mehr durch mit einem bloß theoretischen Glauben; er muß lebendig werden in unsern Herzen und praktisch in unserm Leben. Wir dürfen der Frage nicht ausweichen: ‚Was ist dir persönlich Christus?‘ Auch nicht der weiteren Frage: ‚Was tust du für ihn?‘ Der lebendige Glaube an den Heiland ist nicht nur eine Quelle des Friedens für die menschliche Seele, sondern auch für den Körper eine Erfrischung und Belebung.“

„Der Buchstabe hilft nicht, und wäre es der strenggläubigste. Was soll das kirchliche Dogma ohne lebendigen Glauben! Den Geist müssen wir haben, der alles lebendig macht. Der allein lehrt uns die Wahrheit, der zeigt uns unser Verderben, und der führt uns zu Gott.“

„Wir müssen Jesu ganz nahe kommen. Er muß der Vertraute unseres Herzens werden. Vor ihm dürfen wir keine Geheimnisse haben. Um seinetwillen müssen wir alles opfern können, mit ihm alles freudig ertragen, was er uns

auferlegt. Man muß uns anmerken, daß Jesus unser Leben geworden ist.“

„Jeder kirchliche Gottesdienst, alle erbau-lichen Zusammenkünfte haben nur insofern Wert für die Ewigkeit, als sie zur Tat werden im praktischen Leben. Mit anderen Worten: als sie zum Gehorsam und zur Nächstenliebe führen.“

„Das Durchschlagende, das, was bleibende Frucht schafft, ist der christliche Charakter, der da weiß, was er glaubt, was er will, was er bezweckt, der da selbst gegründet ist auf den, der die Wahrheit und das Leben ist, auf unsern Herrn Jesum Christum.“

„Nur ja keine Schablone auf geistlichem Gebiet, keine religiöse Fabrikarbeit, kein frommes Machwerk! Dadurch würden wir nur Heuchler erziehen und nicht selbständige Christen mit einem festen, weiten Herzen.“

„Die Christen müssen Leute sein, die ein eigenartiges, originales Leben führen und aus der Quelle des Lebens, der Kraft und der Weisheit schöpfen, die wohl manche Gedanken und Anregungen von Menschen empfangen, aber sie doch wieder in sich aufnehmen und verarbeiten, daß sie ihr eigenstes, innerstes Besitztum werden.“

„Mag man allerlei Mittel und Wege ersinnen, um dem sittlichen Elend unserer Zeit entgegenzutreten, aber das Wirksamste wird immer sein, wenn wahrhaft christliche Persönlichkeiten auf-

stehen, Menschen, die vom Geiste Jesu erfüllt sind, und die seine Liebe treibt.“

„Die neuschaffende, umbildende, heilende und heiligende Kraft des Kreuzes ist das Wunderbarste, was es gibt. Aber sie ist verborgen den Weisen und Klugen dieser Welt. Nur den Unmündigen offenbart sie sich; nur den Aufrichtigen, den in Wahrheit einfältigen Seelen fällt Licht auf das Kreuz. Solchen erscheint es im Sonnenglanz, und sie ruhen auch nicht, bis sie es erreicht und gläubig erfaßt haben.“

„Das Reich Gottes wird nicht gebaut durch unser eigenmächtiges Tun und Lassen, sondern durch das, was der Geist des Herrn durch uns tut.“

„Ein jeder Mensch, ganz besonders jeder Christ, hat seine besondere Gabe und demgemäß auch seine besondere Aufgabe empfangen, die es zu Gottes Ehre und der Nächsten Nutz zu verwerten gilt.“

„Daß wir doch nur das Kleine und Geringe nicht verachten! Auch die unscheinbarste Art im Weinberg des Herrn kann von größtem Segen und weitgehendsten Folgen sein, während, ach so oft, das Glänzende, Imposante von keiner Bedeutung für die Ewigkeit ist.“

„Trachte nicht nach großen Dingen, sondern laß dein Augenmerk darauf gerichtet sein, daß dein Herz rein und lauter ist, und daß du es an der Treue nicht fehlen lässest! Für alles übrige laß Gott sorgen!“

„Die individuelle Ausbildung der Persönlichkeit kommt erst in der Nachfolge Jesu zu ihrer vollen Geltung. In jedem einzelnen Christen soll sich das Bild Jesu auf besondere Art widerspiegeln.“

„Unsere Zeit will kraftvolles Christentum sehen. Etwas anderes imponiert ihr nicht. Nur dadurch fühlt sich auch ein aufrichtiger Weltmensch angezogen und lernt fragen nach dem Heil seiner Seele.“

„Das Christentum adelt den ganzen Menschen und erhebt ihn zu einer Höhe, die ihm vorher fremd war. Der geringste Arbeiter wird in gewissem Sinne ein Gentleman. Er hat Demut gelernt, Sanftmut, Geduld, Nächstenliebe, er ist rücksichtsvoll, bescheiden, dankbar geworden in der Schule seines himmlischen Meisters.“

„Wir dürfen es unserm Gott zutrauen, daß er uns den richtigen Weg zeigt, wenn wir bereit sind, ihn zu gehen. Es geschieht dies freilich nicht durch besondere Offenbarungen, etwa durch eine hörbare Stimme oder durch Zeichen vom Himmel. Meistens zeigt uns der Herr durch die Umstände des täglichen Lebens den Weg. Aber es gilt, alles zu prüfen an Gottes Wort.“

„Durch nichts bleiben wir so sehr vor dem Geist des Irrtums und des Unglaubens bewahrt, als wenn wir treue Beter sind und in der Stille recht oft das Angesicht unseres himmlischen Herrn suchen.“

„Es gibt im Grunde nur *e i n e n* Trost fürs Menschenherz: Gottes ewiges Wort. Es ist derselbe Trost für hoch und niedrig, reich und arm, gebildet und ungebildet, Fürst und Bettler.“

Vömel arbeitete seine Predigten sehr gewissenhaft aus. Einst an einem Osterfeste aber wollten ihm Zeit und Kraft zur gründlichen Vorbereitung der letzten Predigt nicht mehr reichen, und es schien ihm, daß er ziemlich unvorbereitet die Kanzel bestieg. Nach dem Gottesdienst trat Baron von Langenn — er saß während 20 Jahren mit den Bauern von Emmishofen im Kirchenvorstand — auf ihn zu und erbat sich das Manuskript der Predigt. Verlegen mußte Vömel ihm gestehen, daß es ihm diesmal unmöglich sei, da er nur eine Skizze der Predigt in seinem Notizbuch habe. Da erklärte ihm der Baron: „Und diese Predigt war die bestel!“ Vömel bemerkt dazu: „Dieses anerkennende Wort hat mich nicht leichtfertig gemacht. Aber vielleicht hätte ich in der langen Amtszeit etwas weniger genau ausarbeiten und memorieren sollen, da beim freien Sprechen die Rede viel ursprünglicher und wärmer ausfällt. Im Alter habe ich darum lebendiger und mehr an die Herzen dringend gepredigt, weil ich nach freilich schriftlich niedergelegter, ausführlicher Skizze doch viel freier sprach.“

Auch Freiherr von Gemmingen, der Schwager des Grafen Zeppelin, pflegte, wenn er auf dem Gute Girsberg weilte, sich von Vömel gern die

geschriebenen Predigten zu erbitten, um zu sehen, ob diese Gemeinde, deren Geschichte er eingehend kannte, immer noch von demselben Geiste beseelt sei wie einst am Anfang.

Eines Tages erteilte der Präsident des „Schweizerischen Evangelisch-kirchlichen Vereins“, Prof. von Orelli, Vömel den Rat, seine theoretischen Ausführungen in der Predigt mit Illustrationen aus dem Leben zu schmücken. Zu diesem Zweck begann Vömel alsbald, sich dicke Bücher mit leeren Blättern anzulegen, in die er sich seine Erlebnisse notierte oder allerlei Ausschnitte aus Zeitschriften einklebte, so daß er mit der Zeit über einen reichen Schatz an Beispielen, Zitaten und Geschichten verfügte.

Allgemein geschätzt in der Gemeinde war auch Vömels Gattin, die Tochter Elisabeth des Knopffabrikanten Fr. W. Bartels in Barmen, die er nach langer Brautzeit im Frühling 1890 in das geräumige, so schön im Grünen gelegene Emishofer Pfarrhaus heimführte. Als Mädchen hatte sie einige Zeit im Kanton Neuenburg verbracht und lernte dort nicht allein französisch, sondern empfing auch für ihr Glaubensleben Wertvolles. Sie schenkte ihrem Gatten drei Söhne und zwei Töchter. Ihre Gesundheit war zart; mehrmals brachte eine Lungenentzündung sie an den Rand des Grabes. Auch ein Asthma-leiden verursachte ihr zeitlebens viel Beschwerden.

Alexander Vönel erachtete die Ehe als „eine ganz vorzügliche Schule, in der der Eigensinn und Eigenwille des Menschen überwunden wird. Es ist eine der Segnungen in der Ehe, welche wir darin zu allem andern Segen empfangen, daß hier dem Egoismus gründlich gesteuert, ja der Hals gebrochen wird.“ Er war kein Freund der Emanzipation der Frau, sondern er sah in ihr die geschätzte, treubesorgte Gehilfin. „Wir müssen“, erklärt er, „uns wohl hüten, daß wir in der Frauenbewegung nicht auf eine schiefe Ebene geraten, die schließlich in Zustände führt, vor denen wir erschrecken müssen. Nicht das ist die Aufgabe der Frau, die Arbeit des Mannes zu tun, sondern den Mann für seine Arbeit zu stärken, ihm das Leben angenehm und lieblich zu gestalten, das seinen Beruf und seine Aufgabe Störende wo immer möglich von ihm abzuhalten, ihm Mut und Freudigkeit einzuflößen in schwerer Zeit und ihn in jeder Weise sowohl leiblich wie geistig zu unterstützen. So erfüllt das Weib die ihm von Gott zugewiesene Mission.“

Es war ein glückliches Familienleben, das Vönel mit den Seinen führte. Die Kinder besuchten in Emmishofen die Elementar- und später im nahen Konstanz die höheren Schulen. Es war ja damals noch jene schöne Zeit, wo der Grenzverkehr ungehindert sich abwickelte, und wo die berühmte Konstanzer Regimentsmusik fast bei jedem ostschweizerischen Fest herbeigezogen

wurde. Ueberaus wichtig für die Erziehung der Kinder war Vömel die Geselligkeit und die Pflege des Gemüts. „Wie sehr“, schreibt er, „kann die Geselligkeit doch zur Freude eines echten christlichen Hauses beitragen, wie sehr namentlich dazu helfen, daß das Gemütsleben gepflegt wird!“

Das Emmishofer Pfarrhaus stand allen Reichgottesarbeitern weit offen; es gingen dort Missionare aus China, Indien, Afrika, sowie Bibelboten, Blaukreuzsekretäre, Predigerschüler und Geistliche ein und aus.

Wohl aus eigener Erfahrung konnte Vömel den sorgenbedrückten Familienvätern den Rat erteilen: „Getrost, lieber Familienvater! Frage nicht ängstlich: Wie soll ich meine Kinder ernähren und kleiden? Der alte Gott lebt noch, und seine Treue hat noch kein Ende. Sorge nur dafür, daß es auch in deinem Hause gelte: So viele Kinder, so viele Vaterunser! Der Herr wird's versehen! Er kann noch heute wie einst beim wandernden Israel dafür sorgen, daß die Kleider nicht veralten und die Schuhe halten. Er kann dich vor Arzt und Apotheke schützen und dein Brot und Wasser segnen, daß deine Kinder schöner und besser bei Leibe sind als jene in der Könige Häusern. Aber ich sage dir, er läßt es auch nicht auf die Länge bei Brot und Wasser bewenden; denn er ist ein reicher, großer und gnädiger Gott, der Segen herabschüttet die Fülle, wenn es uns nur ein rechtes Anliegen ist,

seinen Namen zu ehren und seinen Willen zu tun.“

Und an anderer Stelle bemerkt er: „Es ist bei Gotteskindern ein geheimer Segen auch beim täglichen Brot. Erklären kann man's nicht immer; aber daß dieser Segen da ist, das sieht man, und zwar meist erst hinterher, wenn man glücklich durchgekommen ist, wo man anfänglich zweifelnd fragte: Wie ist's auch nur möglich?“

Vömel selbst stand mit großer Glaubenskraft im täglichen Leben auf dem Worte Gottes und erlebte bisweilen des Herrn sichtbare Durchhilfe. Leichtsinziges Draufloshoffen aber, das nicht mit ganzer Zuversicht auf das Wort Gottes gegründet war, hatte er. „Worauf gründen diese Menschen ihre Hoffnung?“ konnte er dann besorgt fragen. Er trat auch immer wieder dagegen auf, die Bibel — wie es in frommen Kreisen vielfach geschieht — als Losungs- oder Orakelbuch zu benützen.

Was ihn in seinem Amtsleben stets am meisten freute, war, „wenn ich sehen durfte, daß eine Seele dem Herrn näherkam und das Kreuz des Heilandes in dankbarer Liebe umfaßte, wenn sie willig und freudig war, Gottes Wege in Gehorsam und Demut zu gehen. Und das hat mir am meisten wehe getan, wenn ich sehen mußte, wie eine Seele sich vom Kreuz des Herrn entfernte.“ Wie manchen erhebenden Augenblick durfte Vömel auch an Sterbebetten und Gräbern erleben! Nie waren ihm das ewige

Leben und die herrliche Hoffnung des Christen gewisser denn dort.

Allerlei Erfahrungen

Die in Emmishofen verbrachten Jahre waren für Vömel und die Seinen reich an mancherlei glaubenstärkenden Erfahrungen. Lassen wir ihn darüber selbst berichten:

„Ich wurde eines Tages zu einer Kranken gerufen, die in einem engen Stübchen lag, so daß ich ganz nahe an ihrem Bett sitzen mußte. Ich hatte keine Ahnung, daß damit eine Gefahr verbunden sein konnte. Man erfuhr aber bald, daß noch mehrere Personen diese Kranke besucht hatten und daraufhin krank geworden waren; ja, es kam auch unter ihnen, soviel mir erinnerlich, ein Todesfall vor. Nun erkrankte auch ich. Mein Arzt fragte mich erschrocken: ‚Wo sind Sie gewesen?‘ Und als ich ihm nun von dem Krankenbesuch erzählte, offenbarte er mir, daß jene Kranke die Pocken hätte und ich mich jedenfalls dort angesteckt habe. Wenn sich dies bei seinem nächsten Besuch bestätige, sei er verpflichtet, mich auch in ein Krankenhaus zur Absonderung zu überweisen, wie dies mit all den andern Patienten, die sich angesteckt hätten, geschehen sei. Er besuchte mich nach zwei Tagen wieder und untersuchte meinen Körper. Aber wie groß war sein Erstaunen, als er alles rein fand! Alle Zeichen der Pockenerkrankung waren ver-

schwunden. Er fragte mich: ‚Was haben Sie gemacht?‘ Ich gab ihm zur Antwort: ‚Ich habe nichts gemacht; gebetet habe ich, und da ist es besser geworden.‘ Nun meinte der Arzt, ‚Sie werden mir zeitlebens ein medizinisches Wunder bleiben!‘“

„Aus jenen Jahren“, berichtet Vömel ferner, „erinnere ich mich auch an eine auffallende geistliche Hilfe in meiner Seelsorge. Ich saß einer Frau gegenüber, die mir klagte, so lange schon suche sie die Gewißheit der Sündenvergebung zu verstehen und zu erfassen. Als ich ihr nun einiges von Christi Versöhnungswerk sagte und sie darauf hinwies, daß es doch eigentlich sehr einfach sei, Rechtfertigung durch den Glauben sich anzueignen, erwiderte sie plötzlich: ‚Jetzt hab’ ich’s ergriffen!‘ Und sie erwies sich dann auch zeitlebens als Christin.“

Sehr am Herzen gelegen war Vömel das Werk des Blauen Kreuzes. Er war der Ansicht, jeder echte Volksfreund sollte am Werk der Trinkerrettung und der Bewahrung vor Trunksucht irgendwie mithelfen. So gründete er auch in Emmishofen einen Abstinenzverein und sprach mit diesem oder jenem Trinker ein ernstes Wort. Das gab oft böses Blut. So wandte er sich eines Tages auch wieder an einen dieser Sklaven des Alkohols und lud ihn in die Blaukreuzstunde ein. Doch der Mann wollte davon nichts wissen, ja, die ganze Sache der Trinkerrettung brachte ihn derart in Harnisch, daß er den Entschluß

faßte, Vömel auf die Seite zu schaffen. Er lauerte ihm, den Revolver in der Hand, aus einem Hinterhalt auf. Aber als Vömel des Weges kam und der Mann seine Waffe abdrücken wollte, da versagte ihm die Kraft in seinem Daumen gänzlich; der Schuß ging nicht los. Vömel konnte unangestastet seinen Weg fortsetzen. Darob war der Mann so betroffen, daß er sich ergab, Vömel sein schlimmes Vorhaben beichtete, das Abstinenzgelübde ablegte und mit der Zeit eines der treuesten Gemeindeglieder wurde.

Einst hatten Handwerker am Pfarrhaus eine Reparatur auszuführen; doch der Kirchenvorstand beanstandete die Arbeit und verlangte, daß sie gratis von neuem erstellt werde. Das brachte die Arbeiter derart in Wut, daß sie beschlossen, das Pfarrhaus nachts anzuzünden, und sie schafften zu diesem Zweck heimlich einen Haufen Holz herbei. Doch als alles zur Ausführung des ruchlosen Planes bereit war, da sandte Gott aus dem sonst klaren Himmel ein starkes Gewitter, wodurch das Holz ganz durchnäßt und ein Brand unmöglich wurde.

Köstlicher war ein Erlebnis mit einem Gliede seines Kirchenvorstandes, einem Küfermeister auf Schloß Castell. Er erzählt: „Kam ich von der Kanzel herunter, so mußte ich an den Bänken der Kirchenvorsteher vorbei, die dann gerade auch aufstanden und mir begegneten. Ich sah es schon am Gesicht des lieben N., wie ungefähr sein Urteil lautete. Einmal nahm er mich ernst

auf die Seite: ‚Herr Pfarrer, nicht so schüchtern! Keine Zaghaftigkeit! Sagen Sie es den Leuten nur etwas schärfer, das schadet nichts! Manche verstehen es sonst nicht.‘ Ich erwiderte, als junger Mann müsse ich doch auch demütig daran denken, daß mir selber noch so manches fehle. Da bekam ich es aber mit dem Alten zu tun. Mit ganzem Ernst, der in seinem Antlitz und seinem Wesen liegen konnte, stellte er sich vor mich hin und sprach: ‚In welchem Namen stehen Sie denn auf der Kanzel, im eigenen oder in Gottes Namen? Ihre eigene Person muß zurücktreten, Sie sind ein Botschafter an Christi Statt!‘“

Gerade dieser Mann mit dem starken Herzen und dem fröhlichen Glauben mußte vor seinem Tode noch eine ernste Probe bestehen. Sein Glaube sollte im Feuer der Anfechtung geläutert werden. „Herr Pfarrer“, flehte er als Sterbender, „Sie müssen mir kämpfen helfen, ich verlasse mich darauf, ich kann's nicht allein!“ Erst nach einigen Tagen war er endlich durch und konnte froh erklären: „Jetzt kann ich wieder glauben, daß Christus mein Heiland ist und mich selig macht.“

Da war ferner ein reicher, alter Bauer im Ruhestand, treu und gewissenhaft, in Geldsachen jedoch sehr knauserig. Der hörte eines Sonntags einen Missionar erzählen, wie jemand zweitausend Franken für die Mission geopfert habe. Das ließ dem Bauern keine Ruhe mehr, ja, eine innere Stimme sagte ihm sogar: „Du

könntest auch zweitausend Franken für die Mission spenden!“ Schwer mit sich selbst kämpfend trug er diesen Gedanken drei Wochen lang mit sich herum. Sein alter Mensch wollte das Geld nicht hergeben; der Christ in ihm aber forderte es zum Opfer. Endlich faßte der Mann sich ein Herz, klopfte bei Pfarrer Vömel an und begann stoßweise zu berichten, was ihn quäle. Dann griff er in seine Tasche und begann Geld herauszuholen, immer mehr, immer mehr. Wie mußte der Pfarrer da staunen! Doch immer wieder hieß es: „Warten Sie jetzt nur!“ Schließlich lagen vor Vömel tausend Franken auf dem Tisch in Papier, Gold, Silber und sogar Nickel, die er der Mission schenken wollte. Tief gerührt begann Vömel ihm zu danken; doch aufs neue hieß es: „Warten Sie nur!“ Nach einigem Kampf fuhr der Mann mit seiner Faust neuerdings in seine Tasche und brachte nach einer Weile nochmals tausend Franken hervor. „Eigentlich wollte ich“, sprach er, „dieses Geld für die Kirche spenden, aber — die innere Stimme hat gesagt, zweitausend müssen es sein, und zwar für die Mission! Nehmen Sie alles für die Mission — wo ich das Geld geholt habe, da hat’s noch mehr —, und die Kirche soll auch noch ihr Teil bekommen!“ Und richtig, die Kirche bekam später auch noch ihr Teil. Nicht bloß mit erleichtertem Beutel, sondern auch mit erleichtertem Herzen trat der Bauer darauf glücklich den Heimweg an.

Kurpastor in den Schweizerbergen

Von Prof. Dr. von Orelli wurde Vömel eines Tages auf den „Schweizerischen Verein für Gottesdienste an Kurorten“ aufmerksam gemacht und zur Mitarbeit aufgemuntert. Freudig sagte er zu und weilte vom Jahre 1892 an bis in sein Alter mit wenig Ausnahmen alljährlich 3—4 Wochen in den Ferien in einem Berghotel, wo er die Sonntagspredigt und allfällige Amtshandlungen zu übernehmen, sowie die Gäste und das Hotelpersonal seelsorgerlich zu betreuen hatte. So kam er öfters nach Engelberg, Seelisberg, St. Moritz, Rigi-Klösterli, Schöneck bei Beckenried und Tenigerbad und lernte dadurch ein schönes Stück schweizerischer Bergwelt und schweizerischen Kurlebens kennen.

Als Kurpastor machte Vömel die Beobachtung, daß bei den hohen Herrschaften, die als Kurgäste in den großen Hotels sich aufhielten, Geld und Bildung — vor allem Herzens- und Charakterbildung — keineswegs immer zusammengingen. Eine Ausnahme machten die baltischen Gäste, bei denen tatsächlich meistens beides sich vorfand. Auch als durch Krieg und Revolution der irdische Besitz der Balten dahinschwand, bewahrten gerade sie, soweit sie überzeugte Christen waren, die innere Haltung und die echte Vornehmheit der Gesinnung und des Handelns.

Vömel kam in seinem Amte mit mancherlei

hochgestellten Persönlichkeiten in Verbindung und hatte manch unvergeßliches Erlebnis. So berichtet er: „Es war im herrlichen Engelberg. An einem klaren Sommerabend standen wir vom Souper des Parkhotels auf und traten auf die Terrasse. Ich konnte mich des Ausrufs nicht enthalten: ‚Wie schön ist der Blick dahinüber!‘ Aber mein Nebenmann, ein kalt berechnender Jurist, fuhr mir ins Wort: ‚Was ist schön? Schön ist ein subjektiver Begriff. Sie finden das schön; es ist aber nicht gesagt, daß auch ein anderer das schön findet! Gibt es eine allgemeine Schönheit?‘ Ich kann nicht sagen, daß es eine kalte Dusche für mich war; denn ich ließ mich dadurch nicht irremachen, sondern genoß nach wie vor die Schönheit der Landschaft und der Berge zu Füßen des schneebedeckten Titlis.“

Ebenfalls in Engelberg war es, daß er mit einem angesehenen Direktor einer großen Schweizer Bank, der dort eine Sommervilla besaß, zusammentraf. Dieser äußerte sich sehr abfällig über die luxuriösen Hotelbauten des Ortes und das sündhafte Leben und Treiben in deren Mauern. Vömel fühlte sich gedrungen, ihm zu entgegenen: „Es sind aber doch unter all diesen Menschen solche, die nach dem Evangelium Verlangen haben; und die vornehme Herkunft ist doch an sich kein Grund, über sie abzuurteilen, so sehr ich auch einsehe, daß sich mit solchem Leben oftmals Oberflächlichkeit und Sünde verbinden.“

Schon seit Mitte 1850 wurden in Engelberg evangelische Gottesdienste abgehalten, und zwar zuerst im Hotel „Engel“, dann im Hotel „Sonnenberg“. Durch den berühmten Feldmarschall Graf Waldersee wurde es dann möglich, eine kleine evangelische Kapelle zu bauen, die im August 1889 eingeweiht wurde.

Nicht leicht war es für Vömel, Eintritt ins Kloster Engelberg zu erhalten. Als ihm dies schließlich doch gelang und der Führer ihn an den Mönchszellen vorbeiführte, sprach dieser: „Da darf ich Sie nicht hineinführen; aber ich versichere Ihnen, daß manches Hotelzimmer in Engelberg nicht so schön ausgestattet ist wie solch eine Mönchszelle.“ Größtes Interesse erweckte bei Vömel die berühmte Klosterbibliothek mit ihren 30 000 Bänden, darunter viele wertvolle Handschriften.

Die sechs Sommer, die Vömel als Kurpastor in Engelberg verbrachte, gehörten zu seinen liebsten Erinnerungen. Wie eindrucksvoll war es, dort, inmitten der wunderbaren Natur, den Gästen den 104. Psalm vorzulesen! Doch ebenso köstlich wie Gottes wunderbare Natur war für ihn der einzelne Mensch. So schreibt er: „Es gibt auf Reisen nicht nur Berg und Tal, Wald und Flur zu sehen, sondern auch lebendige Menschenkinder. Und wer's gelernt hat, diesen ins Auge und ins Herz zu schauen, dem tut sich ein gar wundersamer, mannigfaltiger Garten Gottes auf, darin gar viele Pflänzlein wachsen, und da-

rin man auch bei Sturm und Regen spazieren-gehen und allerlei gute Früchte genießen kann.“

Ein interessantes Erlebnis hatte Vömel auch in S c h ö n e c k ob Beckenried am Vierwaldstätter See. Er berichtet: „Eines Sonntags nach dem Gottesdienst traf ich draußen mit dem katholischen Kurpfarrer zusammen. Er nannte mir eine Stelle aus meiner Predigt. Erstaunt sagte ich: ‚Aber Sie waren ja gar nicht anwesend!‘ Er erwiderte: ‚Ich habe unter dem Fenster des Saales gesessen und alles verstanden.‘ Nun kamen wir auf den Unterschied der beiden Gottesdienste zu sprechen; er selber hatte an jenem Morgen offenbar nur die Messe gelesen. Ich sagte ihm: ‚Bei uns ist eben die Predigt im Mittelpunkt, das ist uns die Hauptsache.‘ Mit einem etwas wehmütigen Blick entgegnete er: ‚Ja, Sie haben das Wort!‘“

Von der deutschsprachigen Kurgemeinde in S t. M o r i t z , wo Vömel im Sommer 1907 amtierte, berichtet er:

„Man muß in St. Moritz wohl unterscheiden zwischen Dorf und Bad. Das Dorf liegt höher und hat den Vorteil, daß es auch im Winter seine Häuser öffnet, wenn das Bad, in ein großes Leichentuch gehüllt, vollständig geschlossen ist. Aber im Sommer ist der Verkehr sehr rege. Hat das Dorf trotz einiger moderner Hotelbauten noch mehr einen einfachen Charakter bewahrt, so vereinigt sich im Bad der ganze Luxus der internationalen Welt. Hier entwickelt sich im Som-

mer das eigentliche Kurleben. Selbstverständlich ist auch für allerlei Vergnügungen, wie die große Welt sie liebt, gesorgt. Wenn aber unser Herr und Heiland sagt: Gehet hin in alle Welt und verkündigt das Evangelium aller Kreatur!, dann hat er davon auch solche Badeorte nicht ausgeschlossen. Und so hat er es schon vor vielen Jahrzehnten christlichen Freunden ins Herz gegeben, dort oben mit dem Evangelium zu dienen und dadurch die Herzen noch höher zu leiten als zu den Gletscherhöhen des schönen Engadins. Schon im Jahre 1863 war in St. Moritz englischer Gottesdienst eingerichtet worden. Vom Jahre 1871 an wurden auch gelegentlich französische und deutsche Gottesdienste abgehalten, wenn gerade Geistliche anwesend waren. 1872 nahmen die französischen Gottesdienste eine feste Gestalt an, indem die Evangelische Gesellschaft von Genf sie in die Hand nahm und regelmäßig Kurpfarrer hinsandte. Und da nun auch die deutschen Kurgäste sich mit Freuden dem Gottesdienst in ihrer Sprache zuwandten, beschloß man, auf einer lieblichen Anhöhe hinter der Paracelsus-Quelle aus gemeinsamen Mitteln eine evangelische Kurkirche zu erbauen, in der in beiden Sprachen das Wort vom Kreuz verkündigt werde. Dieses Unternehmen hatte am seligen Großherzog Friedrich I. von Baden und seiner erlauchten Gemahlin, der Großherzogin Luise, tatkräftige Gönner. Die hohen Herrschaften wählten zum Teil selber die Bibel-

sprüche aus, die an den Wänden des Gotteshauses den Besucher grüßen. Im Juli 1877 wurde die Kirche unter großer Beteiligung eingeweiht. Das Großherzogpaar wohnte der schönen Feier mit großer Freude bei. Es war ein Tag des Segens und der Gnade, äußerlich von den Strahlen der leuchtenden Engadiner Sonne begünstigt und innerlich reich gesegnet durch die Botschaft des lichtvollen Evangeliums in deutscher und französischer Sprache. Es ist damals gesagt worden, die Kirche sei ein Denkmal der christlichen Brüderlichkeit und der Einheit des Glaubens bei Verschiedenheit der kirchlichen Gebräuche und Symbole.“

„In der sonntäglichen Kollekte zeigte sich, wie ich gelegentlich merkte, ein Unterschied: Die reichen Südfranzosen und welschen Schweizer legten viel Gold und Silber auf den Opferteller. Die Deutschen und Deutschschweizer begnügten sich mit geringeren Münzen. Es ist das bezeichnend für unseren deutsch-evangelischen Gottesdienst. Wir haben die schlichten, kleinen Leute, weil sie das Evangelium lieben und sich durch Gottes Wort stärken wollen. Aber sollte nicht doch auch ein Vorwurf darin liegen, daß die Glieder unserer Landeskirchen zu wenig daran gewöhnt sind, auch mit Geldmitteln das kirchliche Leben zu tragen? Ubrigens habe ich immer gefunden: Wo ein Mensch zu lebendigem Glauben erwacht war, da zeigte er seine tiefe Dankbarkeit auch durch reichliche Gaben der Liebe.“

„Am St. Moritzer Kirchlein waren nach hinten an der Bergwand zwei Sakristeien angebracht: zur Rechten die große französische, zur Linken die kleinere deutsche. In meiner Sakristei hatte ich wöchentlich zweimal Sprechstunde, in der auch gleich die Bücher der deutschen Bibliothek ausgeliehen wurden. Es war eine schöne Gelegenheit, mit den Kurgästen in Berührung zu kommen, um so mehr, da diese in vielen Hotels zerstreut waren.“

Es wurde damals vom „Schweizerischen Verein für Kurpastoration“ die Frage aufgeworfen, ob es nicht möglich wäre, auch zur Winterzeit in St. Moritz eine Kurpastoration einzurichten, was sowohl vom Großherzog wie vom deutschen Konsul in Davos sehr begrüßt worden wäre; doch hätte zu diesem Zweck in St. Moritz-Dorf ein besonderes Gebäude erstellt werden müssen, was die Sache aus finanziellen Gründen zum Scheitern brachte.

Im Sommer 1913 finden wir Vömel als Kurpfarrer in Holland, im Meerbade K a t w y k aan Zee, zusammen mit seiner Gattin, die ihres Asthmas wegen einen Seeaufenthalt benötigte. Der Weltkrieg, dessen Ausbruch ihn im Sommer 1914 in Engelberg überraschte, setzte dann seiner Tätigkeit als Kurpfarrer den Schlußpunkt.

An der Christuskirche in Frankfurt

„Es gehört zu den schönsten Erfahrungen eines gläubigen Kindes Gottes, daß es sich in

den wichtigsten Entscheidungen ‚geführt‘ weiß“, schrieb Vömel einst in einer Betrachtung. Auch zu der neuen Station auf seinem Lebenswege wurde er ‚geführt‘, er mußte sie nicht selbst erkämpfen.

Im Laufe der 22 Jahre, die Vömel in Emmishofen amtierte, war gelegentlich ein gewisses Sehnen nach einer Aenderung in seinem Herzen erwacht. Der Grund dazu war hauptsächlich der, daß er sich in seiner Gemeinde am schönen Bodensee eigentlich recht einsam fühlte; es gebrach ihm an Kollegenschaft. Wohl kam er bisweilen mit seinem Freunde und Studienkollegen Ernst Kappeler zusammen, der damals in einer thurgauischen Gemeinde amtierte; doch war die Entfernung allzu groß. Durch Vermittlung von Elias Schrenk erging nun im Herbst 1911 unerwartet die Aufforderung an ihn, in der Christuskirche von Frankfurt (Main) eine Probepredigt zu halten. Er folgte dem Ruf und wurde alsbald zum Geistlichen dieser Kirche gewählt. Am 10. März 1912 hielt er in Emmishofen die Abschiedspredigt.

So groß dieser Wechsel von Emmishofen nach Frankfurt auch scheinen mochte, in religiöser Hinsicht war er recht klein. Beide Kirchen waren im Gegensatz zu einer zersetzenden Bibelkritik ins Leben gerufen worden; es ging vom „Evangelisch-kirchlichen Verein“ zum „Evangelisch-kirchlichen Hilfsverein“. Verschieden waren die beiden Gemeinden nur in ihrer Stellung zur offi-

ziellen Kirche. War die Gemeinde von Emmishofen seinerzeit zur Separation gezwungen worden, so stellte sich die Frankfurter Gemeinde absichtlich außerhalb der Landeskirche, einerlei welche Richtung diese einschlug.

Die Christuskirche war eine der beiden Kirchen des „Evangelisch-kirchlichen Hilfsvereins von Frankfurt (Main)“. Sie war am 21. Oktober 1883 eingeweiht worden; Veranlassung zu ihrem Bau hatte das mächtige Anwachsen der ganzen westlichen Außenstadt in den 80er Jahren gegeben. „Die Stadt“, berichtet Vömel, „wuchs damals mächtig an. Es mußte z. B. jedes Jahr eine neue Schule gebaut werden, um die Kinder der vielen zuziehenden Familien aufzunehmen. Aber an den Bau von Kirchen dachte man kaum. Schon war das alte Bockenheim, der heutige Stadtteil Frankfurt-West, zusammengewachsen mit Frankfurt selbst. Aber zwischen der Katharinenkirche an der Hauptwache und der Jakobskirche am äußersten Ende Bockenheims — etwa eine Stunde zu Fuß — gab es keine evangelische Kirche. Wenn man also die westliche Außenstadt etwa vom Opernplatz bis zur Bockenheimer Warte rechnet, so war dieser Teil vollständig kirchenleer. Es kam aber noch etwas anderes hinzu: In jenen Tagen zeigte sich weithin ein Abfall der Bevölkerung von der guten Gewohnheit, am Sonntag zur Kirche zu gehen. Es war der Zug der Zeit, der sich mehr und mehr gel-

tend machte. Um so notwendiger aber war es, daß es nicht an Gelegenheit fehlte, das Wort Gottes zu hören.“

Diesem Uebelstand wollten einige christliche Persönlichkeiten durch einen Kirchenbau abhelfen. Besonders war es der schon in jungen Jahren zum lebendigen Glauben gekommene Moritz von Bernus, der Sproß eines alten Frankfurter Patriziergeschlechtes, der sich mit seiner ganzen Persönlichkeit und seinem ganzen Vermögen dafür einsetzte. Er hatte zwar einst Theologie studiert, doch versah er nie ein Pfarramt, sondern erblickte seine Aufgabe in anderweitiger Förderung des Reiches Gottes: in der Errichtung von gottesdienstlichen Stätten und der Berufung gläubiger Prediger.

Da Moritz von Bernus sein Werk aber nicht einfach dem Frankfurter Konsistorium unterstellen, d. h. in der Landeskirche aufgehen lassen wollte, stieß er auf Widerstand. Das führte zur Bildung des „Evangelisch-kirchlichen Hilfsvereins von Frankfurt (Main)“, der sich die Freiheit und Selbständigkeit neben den bestehenden Kirchen zum Ziel setzte und gleichzeitig bestrebt war, mit deren gläubigen Gliedern aufrichtige Brüderlichkeit zu pflegen. Separatismus lag dem Gründer fern. Der Kultusminister erteilte den Geistlichen der Christuskirche das Recht, Amtshandlungen in der ganzen Stadt Frankfurt vorzunehmen, ohne vorherige Einholung einer Bewilligung der betreffenden Gemeindepfarrer,

was auf seiten der Landeskirche eine gewisse Unzufriedenheit hervorrief.

Schwer war es für die Christuskirche, die sich selbst erhalten mußte, geeignete Pfarrer zu finden; meistens war ihre Amtstätigkeit auch nur von kurzer Dauer. Oft wurde der Gemeinde auch nahegelegt, sich der Landeskirche anzuschließen. So berichtet Vömel: „Ich erinnere mich noch genau, daß nach dem Tode des Herrn von Bernus der Geheimrat Kayser, der Hauptpfarrer der Matthäuskirche, zu mir kam — und zwar in Frack und Orden, weil es an Kaisers Geburtstag war und er gerade vom offiziellen Festessen kam. Er wollte mich bestimmen, mich dafür einzusetzen, daß wir uns der Landeskirche anschlössen, und er bot mir an, mir eine Gemeinde im Umkreis der Christuskirche zu geben. Leider konnte ich nicht darauf eingehen, weil ich die Stellungnahme meiner Kollegen und Vorgesetzten kannte.“

Der damalige Kultusminister Trott zu Solz dispensierte Vömel von dem vorgeschriebenen Lehrgang, das Konsistorium bestätigte ihn als Pfarrer, und es begann für ihn alsbald eine neue, gesegnete Zeit mit einem vollgerüttelten Maß von Arbeit in ihrem Schoß. Es war gerade noch Zeit, sich vor dem Ersten Weltkrieg in die neuen Verhältnisse einzuleben. „Und“, bemerkt Vömel, „wir hatten den wohltuenden Eindruck, daß alles freundlich und weislich geordnet war.“

Es war ja nicht mehr das Frankfurt seiner Jugendtage, in das er wieder zurückgekehrt war; vieles hatte sich verändert. Manch malerischer Winkel, manch stilles Plätzchen, manch dumpfe, finstere Gasse hatte modernen Neubauten Platz machen müssen. Auch die alte historische Mainbrücke mit ihrem großen Kruzifix, nach dem einst ein schwedischer Soldat im Uebermut geschossen haben und durch die zurückprallende Kugel getötet worden sein soll, war dem modernen Verkehr zum Opfer gefallen; an ihrer Stelle prangte ein Neubau. Verschwunden war ferner die finstere Judengasse mit ihren altersschwarzen, baufälligen Häusern und ihrer 600-jährigen unrühmlichen Vergangenheit; denn sie war einst das Getto gewesen, in das die Juden der Stadt — darunter sogar die Stammeltern der Familie Rothschild — eingesperrt gewesen waren. Verschwunden war aber auch das Hanauer Marktschiff, das am Frankfurter Mainufer anlegte und im Verkehr zwischen den beiden Mainstädten eine bedeutende Rolle gespielt hatte. Und die alten Stadtgräben, an denen Vömel einst als Knabe an der Hand der Mutter vorbeigegangen, waren in prächtige Parkanlagen — die Lungen der Stadt — umgewandelt worden. Verschwunden war auch die uralte Bäckerei in dem kleinen Häuschen an der Großen Friedberger Straße, sowie ihr Inhaber, der treuherzige, nach Alt-Frankfurter Art etwas wortkarge Bäckermeister Georg Eberlein, bei dem

die Schüler einst alltäglich ihre Zehnuhrwecken kauften.

Bei manchen Gemeindegliedern, die es seelsorgerlich zu betreuen galt, konnte er wahrnehmen, daß sie durch den früheren Besuch von Evangelisationen, z. B. durch die Zeltmission, zum Glauben gekommen waren. Von solchen schreibt er: „War es bei den einen echt und nachhaltig, so daß wirklich ein bleibendes, lebendiges Glaubensleben entstanden war, so hatte ich bei andern den Eindruck, daß ihnen doch auf die Länge, weil die christliche Erziehung in ihrer Jugend gefehlt hatte, etwas abging, ja daß später leicht auch eine Erlahmung, jedenfalls eine Ernüchterung in ihrem geistlichen Leben eintrat. Ich machte in meiner langjährigen seelsorgerlichen Arbeit überhaupt die Beobachtung, daß Menschen, die in christlicher Hinsicht einer gewissen extremen Richtung angehörten und etwas Ueberschwengliches hatten, gar zu leicht ins Gegenteil umschlugen. Wie das Pendel einer Uhr ging es bei ihnen von rechts nach links und wiederum von links nach rechts.“

Ein Gegenstand besonderer Fürbitte war ihm stets der Konfirmandenunterricht. Es gab oft merkwürdige Jahrgänge von Konfirmanden, solche, von denen alsbald mehrere der kleinen Schar plötzlich aus dieser Welt abberufen wurden, und zwar solche, von denen man es am wenigsten gedacht hatte. Das war für Vömel eine Mahnung, den Unterricht so segensreich wie

möglich zu gestalten und immer auf das Ziel der Ewigkeit hinzuarbeiten. Welch große Genugtuung war es für ihn, wenn er einem sterbenden Konfirmanden den Weg zum Vaterhause Gottes weisen und dieser in Frieden eingehen durfte in die ewigen Wohnungen! Einige seiner Konfirmanden bekamen durch Vömel Freudigkeit zum Studium der Theologie.

Viel innere Not bereiteten Vömel die vielen fremden Bettler, die an seine Tür klopfen. Den weisen Rat seines Kollegen: „Seien Sie gegen diese Sorte Leute so hart wie möglich!“ konsequent zu befolgen, war für seine weichherzige Natur nicht immer leicht; doch lernte er allmählich, vorsichtig, ja mißtrauisch zu sein. „Ich sagte mir bei solchen Beobachtungen immer wieder: Jener Tag wird's klar machen. Es wird dann offenbar werden, daß es schon in diesem Leben galt: Was der Mensch säet, das wird er ernten. Aber auch das wird offenbar werden, daß manch stilles Leidensleben verkannt wurde und die tiefsten Beweggründe nur dem allwissenden Gott bekannt waren. Gnade und Gericht sind die beiden Pole, die schon hienieden über den Menschenseelen walten.“

Dann kamen die schweren Kriegsjahre 1914 bis 1918 mit all ihren Sorgen, Leiden, Spannungen und Tränen. Während des Krieges schrieb Vömel: „Der Krieg ist auch ein Bote Gottes. Was menschliche Weisheit nicht vermochte, das vermag er. Er gibt den Dingen und den Men-

schen ihren wahren Wert. Er reißt ihnen die Maske ab und bringt das Wesen selber an den Tag. Er erniedrigt und erhebt. Mir gefällt das Wort ‚kriegsgeläutert‘ so gut. Ja, kriegsgeläuterte Menschen sollen wir sein, die das Alte in den Tod geben, und deren Herzen zur Ewigkeit gerichtet sind. Wie hatte man hienieden so fest gebaut, so tiefe Wurzeln geschlagen! Man lebte, als ob man immer hier bliebe. Der ganze Luxus unseres verwöhnten Geschlechts war Zeuge davon. Vom Sterben wollte man nichts mehr hören. Da kam das große Sterben und ließ uns nach der Heimat Ausschau halten.“

Die Kriegsjahre brachten auch Vömel vermehrte Arbeitslast; doch schätzte er sie als „eine reiche und schöne Arbeitszeit im Weinberg des Herrn“. „Gerade jetzt“, schreibt er in einer Betrachtung, „brauchen wir den Trost des Evangeliums. Gerade für betrübte Herzen ist der Heiland da. Die Süßigkeit seiner Liebe will all unsere Wunden heilen, all unsern Kummer stillen.“ Die auch in der Christuskirche eingeführten Kriegsgebetstunden, die anfangs gut besucht waren, fanden später, nachdem die erste Begeisterung vorüber war, nur noch wenig Interesse. Während des ganzen Krieges war Vömel im Nebenamt auch noch Lazarettpfarrer und hatte als solcher manch unvergeßliches Erlebnis. Wie manchem Schwerverwundeten durfte er das Sterben erleichtern, wie manchem Genesenden ein ernstes Wort mit auf den weiteren

Lebensweg geben! „Das ist der Trost bei dem Jammer und dem Herzeleid unserer Zeit, daß so viele im Frieden Jesu heimgehen und andere, will's Gott, nach dem Kriege in die irdische Heimat zurückkehren mit der Gewißheit im Herzen: Meine Missetat ist vergeben, ich bin versöhnt mit Gott; nun will ich fortan Jesu, meinem Heiland, leben und dienen!“

Auch während der Kriegsjahre erlebte Vömel mit den Seinen immer wieder das wunderbare Walten der Gnade Gottes, so daß sie wirtschaftlich besser durch die Jahre der Drangsal kamen, als zu hoffen war. Der älteste Sohn Theodor, der sich beim Ausbruch des Krieges als Missionsbuchhändler an der Goldküste befand, interniert wurde und über vier Jahre als Zivilgefangener auf der Insel Man (Großbritannien) hinter Stacheldraht verbringen mußte, durfte nach Kriegsende wieder heil ins Elternhaus zurückkehren.

Die dem Krieg folgende Inflation machte auch der Christusgemeinde, deren materielle Seite durch das Testament ihres Gründers reichlich gesichert schien, einen bösen Strich durch die Rechnung. Man sah sich schließlich ganz auf Glauben und Vertrauen gestellt und damit zugleich auf die fürsorgende, opferwillige Liebe der Gemeindeglieder, von denen die allerwenigsten begütert waren, ja von denen die meisten sogar nur von der Hand in den Mund lebten. Aber Gott half hindurch. „Die vergangenen Jahrzehnte“,

bezeugt Vömel, „haben den Beweis erbracht, daß tatsächlich solche Freiwilligkeitskirchen auch nach dieser äußeren Seite hin lebensfähig sind. Es erscheint geradezu als ein Wunder, daß die Mittel zum Unterhalt von 2 Kirchen, 2 Vereinshäusern, 2 Pfarrern, 2 Stadtmissionaren, 2 Organisten, 2 Küstern usw. immer aufgebracht werden konnten, ohne jede staatliche Unterstützung und Beihilfe aus öffentlichen Kassen. Es fehlte dem Werk wahrlich nicht an Segen von oben. Es hat sich auch gezeigt, daß da, wo Liebe zum Wort Gottes ist, auch geldliche Opfer gebracht werden, und zwar ausreichend.“

Eine große Wohltat war es für Vömel, als die Grenzen sich endlich wieder öffneten und er mit seiner durch ihr Asthmaleiden schwer angegriffenen Gattin wieder zur Erholung in die Schweiz kommen konnte. Er durfte im Jahre 1919 seinen Freund Ernst K a p p e l e r in Zollikon - Zürich für einige Zeit im Amt vertreten und in seinem Pfarrhause wohnen. Und in den folgenden Jahren geschah dies noch öfters. Bei dieser Gelegenheit befreundete Vömel sich mit Frau Rieter-Bodmer im Rietberg, Zürich - Enge. Die edle Wohltäterin, die ihre schöne, über dem See gelegene Villa gern zum Treffpunkt vieler gebildeter und christlicher Persönlichkeiten machte, — auch Kaiser Wilhelm II. weilte dort im Herbst 1912 —, kam Sonntags öfters nach Zollikon, um Vömels Predigten zu hören. Auf ihrem Gut befand sich auch das Lavater-Häuschen, in das

einst Lavater sich gern zu stiller Betrachtung zurückzog.

Leider war es Vömel's Gattin nicht vergönnt, an den Gestaden des schönen Zürichsees wieder zu genesen; ihre inneren Organe hatten durch ihr Asthma zu sehr gelitten. Sie wurde am 20. September 1922 von ihrem schweren Leiden erlöst. Ihr Heimgang geschah, wie sie es sich oft gewünscht hatte: „Du kannst durch des Todes Türen träumend führen und machst uns auf einmal frei.“ Im Schlaf ging sie hinüber. Ihr Gatte sollte die letzten 27 Jahre seines Erdenlebens noch allein pilgern und seinen erwachsenen Kindern die Mutter ersetzen.

In den 20er Jahren wurde Vömel in regelmäßigem Turnus zu den Morgenfeiern am Frankfurter Rundfunk zugezogen. „Ich habe“, bemerkt er dazu, „gern mitgearbeitet. Da wir in der Gemeinde einen Kirchenchor und einen Posaunenchor hatten, die unter Leitung des langjährigen Dirigenten Schweizer standen, halfen diese Chöre gern mit und verschönerten die Feier. Mehrmals liefen nach diesen Morgenandachten Briefe aus den verschiedensten Gegenden ein — oft solche mit Zustimmung, aber auch solche mit Kritik.“ Leider hörten dann zu Anfang der 30er Jahre diese religiösen Feiern überhaupt auf.

Im Jahre 1937 legte Vömel seine Tätigkeit an der Christuskirche altershalber nieder und zog sich in den Ruhestand zurück.

Der Schriftsteller

Alexander Vömel's literarische Ernte besteht in einer stattlichen Reihe inhaltsschwerer, größerer und kleinerer Bände, die zum Teil recht ansehnliche Auflageziffern erreichten.

Wie ist Vömel zum Schreiben gekommen? Die Anfänge gehen bis in die Emmishofener Jahre zurück.

Seine erste Arbeit bestand in einer kleinen Broschüre zugunsten des Sonntags. Ein englischer Sonntagsfreund war auf den Einfall gekommen, einen Wettbewerb in deutscher Sprache für die 100 besten Arbeiten zum Lobe des Sonntags zu veranstalten. Auch Vömel beteiligte sich daran und verfaßte unter dem Titel „Ein köstliches Kleinod. Ein Beitrag zur Sonntagsfrage“ eine Arbeit, die ihm mit 60 Mark honoriert wurde und alsbald bei der Wuppertaler Traktatgesellschaft im Druck erschien. Dieser bescheidene Erfolg ermutigte ihn zu weiteren Veröffentlichungen.

Bei ihrem Wegzug aus dem Emmishofener Pfarrhaus hatten die Töchter des verstorbenen Dekans Steiger in einem Hintergebäude noch eine ganze Kiste mit alten Briefen und Schriften zurückgelassen und Vömel ersucht, einmal nachzusehen, ob sich darin noch etwas Brauchbares vorfände. Wie groß war dann sein Erstaunen, als er in der Kiste ein ganzes Bündel Briefe seines Ururahnen, Jung-Stilling, entdeckte, die dieser

100 Jahre zuvor an Pfarrer Steigers Schwiegervater, Professor Altdorfer in Schaffhausen, und dessen Sohn, einen Blindgeborenen, der von ihm mit Erfolg operiert worden war, gerichtet hatte!

Der äußerst wertvolle Fund wurde Vömel großzügig überlassen und gab später den Anlaß zur Herausgabe des Buches „Briefe Jung-Stillings an seine Freunde“, in das auch die wichtige Korrespondenz zwischen Lavater und Jung-Stilling einbezogen ist, die Vömel im Züricher Stadtarchiv zur Verfügung stand.

Auch eine Neubearbeitung von Jung-Stillings „Lebensgeschichte“ sowie dessen „Heimweh“ wurde von Vömel besorgt. Es war längst schon sein sehnlichster Wunsch gewesen, einmal jene Stätte zu besuchen, wo sein berühmter Vorfahre aufgewachsen war. Eine Ferienreise ins Wuppertal, verbunden mit der Teilnahme am Missionsfest der Rheinischen Mission, an der sog. „Wuppertaler Festwoche“, veranlaßte ihn zu einem Abstecher ins Siegerland, die Heimat Jung-Stillings. An einem schönen Julinachmittag wanderte er samt einigen andern Stilling-Freunden nach dem Dörfchen Grund bei Hilchenbach (Stilling änderte in seiner Selbstbiographie den Namen ab in: Tiefenbach bei Florenburg), das in einer herrlichen, bewaldeten Gegend zu Füßen des Schloßberges liegt. Der bescheidene Ort mit seinen wenigen Dutzend Häusern hatte seine ursprüngliche Gestalt seit

Stillings Jugendzeit kaum geändert. Vömel fand auch noch das im Jahre 1730 von Stillings Eltern erbaute Geburtshaus vor, das eine Gedenktafel trägt.

Anlässlich von Stillings 100. Todestag im Jahre 1917 und seines 200. Geburtstages im Jahre 1940 durfte Vömel in der Kirche von Hilchenbach jeweils die Festrede halten, was ihn mit dankbarer Freude, zugleich aber auch mit demütigem Staunen erfüllte „über Gottes herablassende Gnade, die auch in diesem Stück in mir Schwachen sich mächtig erwies“.

Und von Stilling zu dessen Freund und Zeitgenossen Joh. Kaspar L a v a t e r war es für Vömel nur ein kurzer Schritt. So verfaßte er auch von diesem weltbekannten Züricher Gottesmann ein wertvolles Lebensbild, das 1927 in zweiter, erweiterter Auflage erschien und große Beachtung fand.

Vereint mit Dora Schlatter veröffentlichte er sodann unter dem Titel „U n s e r e V o r b i l d e r“ einen Band kleiner Lebensbilder. Aus Vömels Feder stammen die Skizzen über Ernst Moritz Arndt, Jung-Stilling, Ludwig Richter, Arnold Bovet, Dr. Barnardo und P. von Bodelschwingh.

Gleichsam die Krone von Vömels biographischen Arbeiten aber bildet sein Lebensbild des Grafen Ferdinand Z e p p e l i n , das den Namen des Verfassers in aller Welt und in allen Volkskreisen bei jung und alt rasch bekannt und be-

liebt gemacht hat. Vömel verfaßte das Buch unter Mithilfe von Zeppelins Tochter Hella, der späteren Gräfin Brandenstein-Zeppelin, die er konfirmiert, und die ihm ein halbes Jahrhundert lang jedes Jahr in Erinnerung an ihre Einsegnung einen Brief schrieb. Graf Zeppelin erschien Vömel nicht nur groß, weil er eine große Erfindung gemacht hatte, sondern weil er im Glück demütig blieb und im Unglück das Gottvertrauen nicht verlor. Auch seine Gattin bewahrte sich durch Tiefen und Höhen ihren Christenglauben. Vömels Zeppelinbuch war ein großer Erfolg; es wurde in 49 000 Exemplaren verbreitet.

Ein viel beachtetes Buch Vömels war ferner „Geistliche Briefe aus allen Jahrhunderten“, von dem kurz vor dem Zweiten Weltkrieg eine Neuauflage in die Wege geleitet worden war, dann aber unterblieb. Das interessante Werk enthält Briefe von Jüngern und Jüngerinnen Christi aus der Apostelzeit, aus dem Mittelalter (Bernhard von Clairvaux, Tauler u. a.), aus der Reformationszeit (Luther, Calvin, Zwingli u. a.) sowie aus der neuesten Zeit (Wichern, Bodelschwingh usw.).

Alexander Vömel ist aber auch der Verfasser einer stattlichen Zahl von Werken erbaulichen und erzieherischen Inhalts. Das bekannteste darunter ist sein Jugendbuch „Folge mir nach!“, Worte der Liebe für den Lebensweg junger Christen, das besonders als Konfirmandengabe geschätzt war. Ferner „Einsonni-

ges Heim", ein Wegweiser zum häuslichen Glück, das ebenfalls weiteste Verbreitung fand und verschiedene Auflagen erlebte. Aber auch „Leben und Liebe“, Blicke in Zeit und Ewigkeit, und „Himmelwärts“, Allerlei für Herz und Leben, fanden viele dankbare Leser. In seinem Werke „Vom Hirtenstab zum Königszepter“ schildert Vömel interessante Züge aus dem Leben Davids, während er uns in seinem kleinen Bändchen „Reife Garben“ allerlei Erlebtes und Erlauschtes aus seiner eigenen langjährigen Amtstätigkeit berichtet.

Manche von Vömel's Büchern erschienen im Verlag Carl Hirsch, Konstanz, andere in dessen Emmishofener Zweig, unter der Leitung von Johannes Blanke stehend, der ein treues Mitglied der Minoritätsgemeinde war, und dessen sieben Kinder von Vömel getauft wurden. Als weitere Verleger sind noch zu erwähnen: Emil Müller Verlag, Barmen; Buchhandlung des Erziehungsvereins, Neukirchen; Joh. Schergens, Frankfurt; Fr. Reinhardt, Basel; W. Loephtien-Klein, Meiringen.

Vömel schrieb hauptsächlich für die breiten Schichten des Christenvolkes und bediente sich eines schlichten, natürlichen Stils. Er bemerkte dazu: „Ich war mir bei einer gewissen Leichtigkeit im Schreiben immer bewußt, daß meiner nüchternen Darstellung die künstliche Begabung fehlte. Mir ging es immer um den eigentlichen

Inhalt, bei den Biographien um die Persönlichkeiten und ihren Lebensgang, also um die Tatsachen, nicht um den künstlerischen Schmuck, erst recht nicht um das Haschen nach Beifall und Erfolg.“ Er benutzte jede freie Stunde des Tages zum Schreiben, und zwar war das Geschriebene dann gleich druckfertig; eine Umarbeitung war nicht mehr erforderlich. Er war ein Künstler in der Einteilung und Ausnutzung der Zeit und wußte nichts von Zeitmangel; nachts arbeitete er nicht. Er hatte in dieser Hinsicht viel von Carl Hilty gelernt, dessen lebenspraktische Bücher er sehr schätzte, und aus denen er manches treffliche Wort in seinen eigenen Schriften zitierte, wie übrigens auch von Alexander Vinet, dem großen christlichen Lausanner Gelehrten. Schreiben war für Vömel Erholung. Von Großvater Langewiesche hatte er auch eine gewisse poetische Ader geerbt, die hauptsächlich in mancherlei gehaltvollen Gedichten für Familienfeste zum Ausdruck kam.

Nicht unerwähnt darf zum Schlusse Vömel's jahrzehntelange Mitarbeit am religiösen Wochenblatt „Der christliche Volksbote“ in Basel bleiben, wozu ihn seinerzeit sein väterlicher Freund, Pfarrer Theodor Sarasin, der damalige Chefredakteur des Blattes, bewog. Während mehr als 40 Jahren, bis zum Eingehen des Blattes Ende 1941, schrieb Vömel die von den Lesern immer sehr geschätzten Leit-

artikel. In dieser langen Zeit sah er drei Chefredakteure kommen und gehen.

So strömte auch von Vömel's Schreibtisch viel Segen und Licht in die Welt hinaus.

Zur Helmat hin

Nachdem Alexander Vömel, wie wir bereits gesehen haben, im Alter von 73 Jahren sein Pfarramt in Frankfurt (Main) niedergelegt hatte, zog er nach Altenhaßlau bei Gelnhausen, zu seiner ältesten Tochter Maria, der Gattin von Pfarrer Ferdinand Schroeter. Dort im geräumigen Pfarrhaus, umgeben von Enkelkindern, fand er ein schönes, ideales Heim und durfte weiterhin für viele im Segen wirken. Das Wort des Psalmisten bewahrheitete sich bei ihm: „Und wenn sie gleich alt werden, werden sie dennoch blühen, fruchtbar und frisch sein“ (Ps. 92, 15).

Seine geistige Elastizität nahm mit dem Alter immer mehr zu, und mit seinem reichen Wissen, seiner langjährigen Erfahrung und der Reife seines edlen Herzens suchte er auch fernerhin seinem Herrn und Meister zu dienen. „Herr, laß mich nicht ohne Arbeit sein!“ war seine stete Bitte. Und diese Bitte wurde immer wieder erhört. Immer wieder wurde er zu Aushilfsdiensten im Predigtamt gerufen, sogar von der französisch-reformierten Gemeinde in Frankfurt. Nie aber bot er sich selbst an, sondern im-

mer ließ er sich von Gott führen, bis er wieder zu einem Dienst gerufen wurde. Ferner widmete er sich auch weiterhin seiner literarischen Tätigkeit und in ganz besonderem Maße der Lektüre. „Ich habe“, bekennt er, „in den folgenden neun Jahren viel gelesen, alte und neue Bücher, vor allem die Bibel in verschiedenen Uebersetzungen, dann Biographien, theologische Literatur, namentlich auch Kirchengeschichte.“ Er war ja seit vielen Jahren Bücherrezensent und hatte von Berufs wegen all die vielen Neuerscheinungen auf dem Büchermarkt zu durchstöbern und zu besprechen. Das bereicherte nicht allein seinen Geist, sondern auch seine Bibliothek.

Vömel erfuhr die Wahrheit des Goethewortes: „Was man in der Jugend wünscht, hat man im Alter die Fülle.“ So schreibt er: „Wie oft habe ich in der Jugend gewünscht, ungehindert ohne Kopfschmerzen und Augenmüdigkeit lesen zu können, und mußte mich darin sehr beschränken! Im Alter konnte ich soviel lesen, wie ich wollte. Wie mangelte es mir früher oft an reichlichen Geldmitteln — während man mich, trotz dem kleinen Gehalt, für einen reichen Mann hielt —; im Alter, als meine Kinder längst alle versorgt waren, konnte ich mir manches Nützliche und Angenehme gestatten.“

Es ging von dem greisen Christen eine Atmosphäre des Friedens und der Liebe aus, die seine ganze Umgebung beeinflusste; es wurden alle guten Geister wach. In seiner Nähe war

leicht gut sein; denn er verstand es, im Menschenherzen alle guten Triebe zu pflegen. Auch besaß er ein helles, liebevolles Auge und ein aufmerksames Gedächtnis für den einzelnen Menschen und die einzelnen Dinge. Neben den Erwachsenen erfuhren dies im besonderen Maße auch die Kinder. Gern scharten sie sich in den Abendstunden um ihren Großvater, der ihnen aus einem passenden Buche vorlas und an ihren Erlebnissen und Nöten lebhaft Anteil nahm.

Die verschiedenen religiösen Strömungen beschäftigten ihn bis ins hohe Alter; nicht immer konnte er ihre Ansichten teilen. „Man kann“, schreibt er, „in jungen Jahren aus dem Andersartigen lernen, aber wir dürfen uns dabei nicht selbst aufgeben, d. h. unsere Eigenart, unsere Individualität nicht preisgeben. Im Alter müssen wir erst recht bei dem geistig Erworbenen bleiben und es zu vertiefen suchen.“

Einst wurde er aufgefordert, bei einer Konferenz einen Vortrag zu halten über das Thema: „Was ich kommen und gehen sah im Reiche Gottes während der letzten 50 Jahre“. Er berichtet darüber: „Da habe ich viel und vielerlei erwähnt, u. a. die starke Heiligungsbewegung, die im letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts christliche Gemüter so stark erfüllte, wie z. B. die von Pearsall Smith. Und er hatte manche Nachfolger. An der segensvollen Wirkung dieser Bewegung zu zweifeln, wäre töricht. Sie war sogar nötig als Gegenwirkung gegen die

kirchliche Orthodoxie — andere sagen nur als Ergänzung —, die es bei der Rechtgläubigkeit bleiben ließ. Aber ich stimme dem nüchternen Urteil des Baseler Theologen, Direktor W. Arnold, bei, der sich damals äußerte: ‚Ich fürchte, das viele Reden von Heiligung und sodann die Loslösung vom tiefen Grund des Kreuzes, die bei manchem eintreten kann, könnte zu bösem Schaden gereichen.‘ Mir ist zeitlebens sowohl in meinem persönlichen Glaubensleben als auch in meiner langjährigen Verkündigung die biblische und reformatorische Rechtfertigungslehre das wichtigste gewesen. Man kann und darf dabei freilich niemals die Heiligungslehre vergessen. Aber gibt es überhaupt eine Rechtfertigung ohne ernstliches Trachten nach Heiligung? Schlimm aber ist es, wenn man solche Bewegungen vom Kreuze Christi trennt und die evangelische Heilslehre nicht genügend betont. Man kann es bei den Erscheinungen in der Kirchengeschichte sehr oft beobachten, daß es jedesmal vom Uebel war, wenn man in Einseitigkeiten verfiel und entweder die Lehre oder das geistliche Leben vernachlässigte. Der Rationalismus und der Pietismus, so verschieden sie auch sind, haben darin oft die gleiche Versuchung gehabt, daß sie die christliche Lehre hintanstellten und so einseitig das christliche Leben betonten, während andererseits die Orthodoxie oft die Anwendung der Lehre auf das Leben vergaß und so zur Erstarrung führte. L e h r e und L e b e n , biblisch-

reformatorische Heilslehre und christliches Leben, das zur Tat wird in der Liebe, das ist wahres, echtes, bleibendes Christentum.“

Auch zur Zeit des „Dritten Reiches“ und des Zweiten Weltkrieges konnte Vömel vielfach Gottes Führung und Bewahrung erleben. Er wußte sich auch in jener schweren Zeit seinem Volke gegenüber verantwortlich und war bemüht, ihm das Wort Gottes zu erhalten und die Christen im Ausharren zu stärken. Damals wurde es ihm klar: „Nicht Menschen machen die Weltgeschichte, sondern Gott. Menschen sind aber Gottes Werkzeuge, durch die er seinen Willen kundtut. Das will nicht sagen, daß die Menschen dabei nicht irren können; aber letzten Endes führt Gott doch seinen Plan durch.“

Als nach dem Zweiten Weltkrieg die schriftstellerische Tätigkeit unterbunden blieb, da war ihm der Kanzeldienst, den er vertretungsweise immer noch versehen konnte, eine große Freude. Eines Sonntags hatte er dabei ein köstliches Erlebnis. Es war im Hessischen, auf der Kanzel seines Schwiegersohnes, wo er die Sonntagspredigt halten sollte. Der Gemeinde war bekanntgegeben worden, daß an diesem Tage ein Vikar erscheinen werde, und sie stellte sich im Geiste einen blutjungen Theologen vor. Da stand Vömel bereits auf der Kanzel und sah, wie die Kirchenbesucher ungeduldig um sich blickten, als würden sie jemand erwarten. Wie groß war dann aber das Erstaunen der Leute, als sie er-

führen, daß eben der greise Vömel der erwartete Vikar sei!

Daß er in einem Alter von über 80 Jahren noch so häufig auf der Kanzel stand und ernstlich theologisch arbeiten konnte, das kam ihm immer wieder wie ein Wunder vor. „Und“, bemerkt er, „es ist auch ein Wunder; denn Wunder sind nicht nur solche Erlebnisse, da plötzlich für menschliche Fassungskraft unbegreifliche Änderungen eintreten, sondern auch da sind Wunder, wo wir beständig die alles tragende und helfende Gotteskraft erfahren und seine starke, weise und gnädige Hand uns niemals stecken läßt.“

Als Ende März 1945 amerikanische Bomber kamen, hielt Vömel in größter Seelenruhe den Karfreitagsgottesdienst im Keller des Pfarrhauses von Altenhaßlau, im Beisein von etwa 70 Personen. Mitten im Kriegslärm ließ er sich den inneren Frieden nicht rauben, sondern blickte unentwegt auf Gott, den Lenker alles Geschehens.

In Frankfurt wurden sein Geburtshaus, das Pfarrhaus und die Christuskirche ein Opfer der Bombenangriffe. Als dann nach dem Kriege eine Notkirche erstellt wurde, predigte Vömel auch dort wieder. In seinem weiten Herzen hatten auch die Flüchtlinge Raum, deren Schicksal er voller Teilnahme mittrug. Ferienaufenthalte im Schwarzwald und in Orselina bei Locarno erquickten seinen Leib und seine Seele. Sein innerer Mensch aber rüstete sich immer mehr auf

die letzte große Reise zur Heimat hin. Mit viel Gewinn vertiefte er sich in die Bücher von H. Martensen - Larsen: „An der Pforte des Todes“, „Ein Schimmer durch den Vorhang“ und „Am Gestade der Ewigkeit“. Bis zuletzt bildete auch das griechische Neue Testament seine tägliche Lektüre.

Noch in den letzten Tagen hinein beschäftigte er sich mit einer Arbeit über die Umwelt seines Ahnen Jung-Stilling, bis ihm Gott durch einen ersten Schlaganfall selbst die Feder aus der Hand nahm. Zwei Wochen vor seinem Tode hielt er noch Konfirmandenunterricht, dann traf ein neuer Schlaganfall das Sprachzentrum, so daß er nicht mehr reden konnte, obgleich sein Geist noch ganz klar war. Dankbar war er für Bibelsprüche, die seine Angehörigen ihm vorsagten. In seiner Sterbestunde schien es den Umstehenden, als sähe er Engel; denn mit großer Verwunderung blickte er bald nach rechts, bald nach links und von oben nach unten, wie man einer hohen Gestalt entlangsieht.

Alexander Vömel starb am 21. März 1949 im Alter von 85 Jahren. Seine sterbliche Hülle wurde, wie einst die seines Großvaters, seines Vaters und seiner Gattin, auf dem Frankfurter Hauptfriedhof, jenem Friedhof, den er zeit- lebens als den „schönsten städtischen Friedhof“ bezeichnete, zur ewigen Ruhe gebettet.

„Selig sind, die Heimweh haben; denn sie sollen nach Hause kommen!“ (Jung-Stilling).

Zeugen des gegenwärtigen Gottes

Eine Reihe christlicher Lebensbilder

Die durchweg ausgezeichnet abgefaßten Schriften eignen sich in ganz hervorragendem Maße zur Verwendung im Religionsunterricht, für Konfirmanden- und Jugendstunden, für Männer- und Frauenabende, für die Zurüstung der Helfer und Helferinnen im Gemeindedienst sowie als feine Geburtstags- oder Weihnachtsgabe an verdiente Gemeindeglieder und an unsere Jugend.

„Evang. Kirchenbote für die Pfalz“

In jedem Band betrachtet man nicht nur den Ablauf eines bedeutenden Lebens, man sieht auch staunend Gottes Wunderwege im Leben der Männer und Frauen, man erkennt die ernsten Führungen und die ausgestreckten Segenshände des Meisters, dessen Eigentum das Leben des einzelnen geworden war.

„Männliche Diakonie“

Das ist ein außerordentlich glückliches Unternehmen, die Lebensbilder dieser Zeugen Gottes in so volkstümlicher und plastischer Art darzustellen. Die literarische Verwertung der besten Quellen ist dabei besonders hervorzuheben. Ein wirklicher Dienst zur kirchengeschichtlichen Blicherweiterung und Glaubensstärkung.

Sup. Lic. Th. Brandt

Zeugen des gegenwärtigen Gottes

Band

- 1 E. Senf: Friedrich von Bodelschwingh. Der Vater des Bethel-Werkes.
- 2 W. Busch: Pastor Wilhelm Busch. Ein fröhlicher Christ.
- 3 A. Münch: Johann Christoph Blumhardt.
- 4 F. Seebaß: Carl Hilty. Jurist, Historiker und Christ.
- 5 E. Bunke: Samuel Keller. Gottes Werk und Werkzeug.
- 6 M. Wurmb von Zink: Was Ich mit Jesus erlebte.
- 7/8 F. Seebaß: Matthias Claudius. Der Wandsbecker Bote.
- 9/10 F. Seebaß: Mathilda Wrede. Die Freundin der Gefangenen und Armen.
- 11 M. Spörlin: Heinrich Jung-Stilling. Wanderer an Gottes Hand.
- 12/13 F. Seebaß: Paul Gerhardt. Der Sänger der evang. Christenheit.
- 14 F. Seebaß: Johann Sebastian Bach. Der Thomaskantor.
- 15 A. Roth: Eva von Tiele-Winckler. Die Mutter der Vereinsamen.
- 16/17 A. Pagel: Otto Funcke. Ein echter Mensch — ein ganzer Christ.
- 18/19 C. H. Kurz: Toyohiko Kagawa. Der Samurai Jesu Christi.
- 20 E. Bunke: Curt von Knobelsdorff. Der Herold des Blauen Kreuzes.
- 21 H. Petri: Henriette von Seckendorff. Eine Mutter der Kranken und Schwermütigen.
- 22/23 A. Pagel: Jakob Gerhard Engels. Von der Macht eines wahren Jüngers Jesu.
- 24 J. Weber: Elias Schrenk. Der Bahnbrecher der Evangelisation in Deutschland.
- 25/26 A. Jung-Hauser: Markus Hauser. Ein Hoffnungsleben.
- 27/28 F. Seebaß: Ludwig Richter. Künstler und Christ.
- 29/30 A. Pagel: Ludwig Hofacker. Gottes Kraft in einem Schwachen.
- 31/32 A. Pagel: Gräfin Waldersee. Tante Hanna, Mutter Fischbach. Drei Frauen im Dienste Jesu.
- 33/34 C. H. Kurz: Johann Friedrich Oberlin. Der Patriarch des Steintals.
- 35/36 C. H. Kurz: Franziskus von Assisi. Der Herold des großen Königs.

Band

- 37 E. Bunke: C. H. Spurgeon. Prediger von Gottes Gnade.
- 38 W. Michaelis: Nachlese von Jahrzehntelangem Dienst auf dem Acker des Evangeliums.
- 39 O. Eberhard: Johann Heinrich Pestalozzi. Mensch, Christ, Bürger, Erzieher.
- 40 F. Rudersdorf: J. Hudson Taylor. Sein Werk und seine Missionsmethoden.
- 41/42 E. Bunke: Carl Heinrich Rappard. Ein Zeuge Jesu Christi.
- 43/44 A. Hauge: Hans Nielsen Hauge. Der Apostel Norwegens.
- 45 G. Geiß: Johann Albrecht Bengel. Gottesgelehrter und Ewigkeitsmensch.
- 46/47 A. Katterfeld — W. Ilgenstein: Friedrich Braun. Ein Baumeister Gottes im Schwabenland.
- 48 G. Geiß: Dwight L. Moody. Vom Kaufmann zum Evangelisten.
- 49/50 F. Seebaß: Friedrich Christoph Oetinger. Denker und Seelsorger.
- 51/52 F. Seebaß: Karl Büchsel. Aus den Erinnerungen eines Landgeistlichen.
- 53/54 J. Weber: Peter Weber. Was eine kleine Kraft vermag.
- 55/56 H. Bruns: Minna Popken. Eine Ärztin unter Christus.
- 57/58 H. Bruns: Ernst Modersohn. Ein auserwähltes Werkzeug Gottes.
- 59/60 A. Pagel: Alfred Christlieb. Beter und Schriftforscher.
- 61 W. Dicke: Anna von Borries. Die Helferin der Körperbehinderten.
- 62/63 A. Pagel: Der alte Rahlenbeck, Ohm Michel, Vater Wirths. Wie Gott Originale formt.
- 64/65 E. Thomson: Traugott Hahn. Ein Märtyrer der baltischen Kirche.
- 66/67 J. Roeßle: Johannes Wesley. Der Vater der methodistischen Erweckungsbewegung.
- 68 C. H. Kurz: Georg Müller. Ein weltweiter Gotteszeuge.
- 69 A. Stucki: Alexander Vömel. Ein Leben unter Gottes Führung.
- 70 C. H. Kurz: Thomas John Barnardo. Ein Leben unter Niemandskindern.
- 71 H. Steege: Johann Georg Hamann. Ein Prediger in der Wüste.